

Dingen unbedingt dem Willen der Kirche, in letzter Instanz, des Papstes, zu folgen. Eine ganz famose Antwort der römischen Kurie auf die albernem Drohen des neuen zentrums-parteilichen Reichsausschusses!

Von kaum minderer Bedeutung sind in der neuen Interpretation folgende Sätze:

„Dass die katholische Kirche nach den in dieser Enzyklika dargelegten Grundsätzen in erster Linie ihre Empfehlung und Förderung rein katholischen Vereinen zuwenden muß, ergibt sich aus der dargelegten Aufgabe des kirchlichen Dienenamts. Demgemäß wenden auch die Oberhirten der Diözesen Deutschlands ausnahmslos ihre Liebe und Unterstützung den katholischen Standesvereinen, insbesondere den katholischen Arbeitervereinen zu, weil diese Vereine sowohl durch Zusammensetzung und Satzungen, wie durch ihren engeren Anschluß an die kirchliche Autorität am ehesten Gewähr dafür bieten, daß die katholischen Grundsätze voll zur Geltung kommen. Wo die katholischen Arbeitervereine, die zugleich den gewerkschaftlichen Interessen der arbeitenden Massen dienen, mit einem zum Schutze der wirtschaftlichen Interessen genügenden Erfolg eingeführt sind oder friedlich eingeführt werden können, wäre es in keiner Weise zu billigen, daß katholische Arbeiter sich interkonfessionellen Gewerkschaften anschließen. Wo dies nicht der Fall ist, hat der Heilige Stuhl in wohlwollender Berücksichtigung der örtlichen und der allgemeinen Verhältnisse die Duldung und die Erlaubnis der Mitgliedschaft von Katholiken bei den in Deutschland bestehenden christlichen Gewerkschaften unter jenen besonderen Vorsichtsmahregeln ausgesprochen.“

Das heißt: Förderung durch den Klerus verdient allein die katholischen Arbeitervereine der Berliner Richtung. Die christlichen Gewerkschaften sind nicht den katholischen Arbeitervereinen gleichberechtigt; sie sind nur geduldet; und sie dürfen auch nur dort geduldet werden, wo ihr Verschwinden dem Vordringen der Sozialdemokratie und der freien Gewerkschaften nützlich wäre. In allen deutschen Gegenden, wo diese Duldungsbedingung nicht zutrifft, kann der Bischof jederzeit den katholischen Arbeitern die Teilnahme an den christlichen Gewerkschaften verbieten.

Noch auch in jenen Diözesen, wo die christlichen Gewerkschaften einstweilen geduldet werden, haben sie sich dieser Duldung durch strenge Beobachtung der kirchlichen Lehren und der Anordnungen des Klerus würdig zu erweisen; denn so heißt es in der neuen Interpretation der Bischöfe:

„Ferner müssen die Gewerkschaften, damit ihnen Katholiken beitreten können, sich von allem fernhalten, was grundsätzlich oder tatsächlich mit den Lehren und Geboten der Kirche, wie mit den Vorschriften der zuständigen kirchlichen Obrigkeit nicht im Einklang steht. Auch dürfen katholische Mitglieder, die Gewerkschaften angehören, niemals zulassen, daß dieselben, in Sorge für die weltlichen Angelegenheiten der Mitglieder, sich durch Wort oder Tat irgendwie mit dem obersten kirchlichen Lehramt verurteilenden Vorschriften in Widerspruch setzen. Die Kundgebung erkennt weiter an, daß dieselbe höchste Autorität, die solche Normen aufgestellt hat, zu deren authentischer Auslegung allein zuständig ist. Die Entscheidung darüber, ob die Organisation sich in Widerspruch mit dem Lehrengehalt der katholischen Kirche setzt, hat sich der Heilige Stuhl vorbehalten.“

Dadurch sind die christlichen Gewerkschaften völlig dem Willen des Klerus ausgeliefert. Die Bischöfe allein haben darüber zu entscheiden, was die Gewerkschaften tun und lassen dürfen, ob sie in Lohnkämpfe eintreten, ob sie die Arbeit einstellen, ob sie mit Gewerkschaften anderer Art Bündnisse abschließen, ob sie an Arbeiterwahlen teilnehmen dürfen usw. Und gegen diese kirchlichen Entscheidungen gibt es keine Aufhebung. Die Kirche befiehlt, und die Gewerkschaftsmitglieder haben schweigend zu gehorchen.

Und noch eins beweist die neue Interpretation der Enzyklika Singulari quadam: die römische Kurie hat den deutschen Episkopat fest an der Hand. Er tanzt, wie Rom pfeift. Auch Herr Bischof Schulze, der noch kürzlich seine milde Interpretation so würdevoll gegen Kopp

verteidigte, hat auf Roms Verlangen sofort eingesehen, daß seine frühere Erläuterung nichts taugte und einer gründlichen Korrektur bedarf. Er hat mit unterschrieben. Wie mag der Kardinal Kopp im Stillen über diese Selbsttäuschung seines hohen Amtsbruders lachen!

Die Essener Parade.

Essen, 15. Februar. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Unter Vorsitz des Abgeordneten Dr. Well fand heute die große Protestversammlung des Zentrums statt, zu der die Anhänger aus dem ganzen Industriegebiet eingeladen waren. Der badische Zentrumsführer Th. Wacker hielt unter Zugrundelegung des Aufrufs vom Reichsausschuh der Zentrumspartei eine scharfe Rede gegen die Quertreiber. Nachdem Redner darzulegen versucht hatte, warum sich das Zentrum nicht auf einen konfessionellen Boden stellen dürfe und weshalb es sich gerade im Interesse der Kirche nicht unter die Vormächtigheit der Bischöfe begeben könne, zog er gegen die Quertreiber vom Leder. Den Stänkern und Quertreibern gegenüber, sagte er unter anderem, könne es keine Rücksicht mehr geben, mögen sie heißen, wie sie wollen und noch so hoch gestellt sein. Die geistlichen Quertreiber seien allerdings gefährlicher und schließlicher schmerz zu ertragen als die weltlichen. Ihnen zu folgen, würde für das Zentrum ein rasches Ende bedeuten. Nachdem der Reichsausschuh gesprochen, müsse eine Scheidung eintreten.

Bei allen diesen Ausführungen vermißte der Redner jedoch ängstlich, sich gegen die Ansprüche der römischen Kurie zu wenden. Er erklärte vielmehr:

„Wir bekennen als treu katholische Männer, daß wir bestrebt sind, die Pflichten gegenüber der Kirche in jeder Beziehung zu erfüllen. Wir sind entschlossen, der Kirche unsere Dienste zu leisten, wenn sie dieser Dienste bedarf, und wir bekennen uns insbesondere mit unentwegter Treue zur kirchlichen Autorität, zu unserem Obersten Hirten und zu den Bischöfen in allen Dingen, in denen wir Gehorsam schulden. (Stürmischer Beifall.) Wir wollen ihnen auch über die Pflichten des Gehorsams hinaus die schuldige Rücksicht und Verehrung zollen.“ (Beifall und Handklatschen.)

Der zweite Redner, Abgeordneter Marx, erklärte den Aufruf als eine vernünftige Tat. Wer ihn nicht mit voller Ueberzeugung unterschreibe, gehöre nicht mehr zum Zentrum, man werde sich trennen, wenn die Partei von diesen Elementen gesäubert ist.

Die Ausführungen der Redner wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Ueber den Streit und die Stellungnahme der christlichen Gewerkschaften schwiegen die Redner sich völlig aus. Das ist offenbar auf die neue Kundgebung der Bischöfe zurückzuführen. Herr Marx verweist lediglich auf den Aufruf des Reichsausschusses in dem zum Ausdruck gekommen sei, daß die Partei zu den christlichen Gewerkschaften stehen werde, und Herr Dr. Well verteidigte die Arbeiter auf den Herrgott, mit dessen Hilfe es wieder vorwärts gehen werde.

Der Vorsitzende des Bundesverbandes Deutschlands und Vertreter der Zentrumspartei aus Köln und Duisburg überbrachten Sympathieerklärungen. In einem Telegramm aus Paderborn heißt es: Der Teufel hole die Berliner, wir bleiben unserm Zentrum treu.

Es wurde eine Resolution angenommen, in der dem Reichsausschuh der Dank der Versammlung für sein energisches Eintreten im Interesse der Partei ausgesprochen wurde.

Politische Uebersicht.

Staatliche „Musterbetriebe.“

Staatbetriebe sollen bekanntlich Musterbetriebe sein; die Tatsachen reden indes eine andere Sprache, wie die jetzt vorliegenden amtlichen Betriebsberichte der preussischen Bergwerksverwaltung für das Jahr 1912 zeigen. Daraus geht hervor, daß der Fiskus nicht nur im allgemeinen geringere Löhne bezahlt als die Privatindustrie; auch die Bezahlung, daß in den Staatsbetrieben die Arbeiterausbeutung nicht so intensiv betrieben werde und Arbeiterentlassungen fast nie erfolgten, erklärt durch den amtlichen Bericht eine hündige Widerlegung. Wir beschränken uns dabei auf die Mitteilungen über die Betriebs- und Arbeitsverhältnisse auf den staatlichen Steinkohlenbergwerken in Waringhausen am Deistergebirge (Provinz Hannover) und benutzen zum Vergleich die Ergebnisse des Jahresabschlusses von 1907 bis 1912. Danach ist die Zahl der Arbeiter

auf diesen Bergwerken von 2281 im Jahre 1907 auf 2145 im Jahre 1912 gesunken, die Förderung dagegen stieg trotz dieser verringerten Arbeiterzahl von 455 129 auf 497 628 Tonnen, oder pro Arbeiter von 199 auf 227 Tonnen. Das sind 88 Tonnen Kohlen pro Arbeiter mehr als 1907. Die staatliche Verwaltung hat also nicht minder wie das Privatkapital meisterlich verstanden, die Arbeitskraft der Arbeiter anzuspannen und sie zu höherer Leistungsfähigkeit anzutreiben.

Auch der Wert der Förderung ist erheblich gestiegen. Sind nun auch die Löhne entsprechend erhöht worden? Diese Frage muß verneint werden. Im ganzen ist der Durchschnittslohn eines Arbeiters, trotz der in den fünf Jahren unserer Vergleichsperiode herrschenden allgemeinen Teuerung, nur von 1111 auf 1188 M. gestiegen; das sind 27 Mark im Jahre oder 14 Pf. pro Schicht mehr. Der Löhnteil des um 416 M. pro Arbeiter gestiegenen Förderwertes ist also dem Fiskus zugute gekommen. Allerdings ist auch der Ueberschuß der Werke von 505 401 M. im Jahre 1907 auf 213 757 M. im Jahre 1912 gesunken, aber dieser Rückgang findet keine natürliche Erklärung in der Tatsache, daß alle Neueinrichtungen auf den staatlichen Bergwerken nicht aus Anleihen oder besonders gebildeten Fonds, sondern aus den laufenden Einnahmen bestritten werden. Tatsächlich spricht denn auch der Bericht von 1912 von erheblichen Erweiterungsarbeiten, die von dem Ueberschuß bezahlt worden sind.

Wenn aber wirklich gesunkener Ueberschuß den geringen Arbeiterlohn begründete, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch den Beamten billig wäre, was den Arbeitern recht sein soll. Die Beamten erhalten aber neben ihrem vollen, und namentlich in den höheren Stufen sehr reichlich bemessenem Gehalt noch sogenannte Prämien für die gesteigerten Leistungen — der Arbeiter. So erhielten ein Steiger 240 M., ein Fahrsteiger 250 M., ein Obersteiger 300 M. als Anreizprämie zu qualifizierender Extrazuschuß. Und die Werksdirektoren und sonstige Oberbeamten erhielten vom Fiskus insgesamt die Summe von 176 000 M. neben ihrem Gehalt. Dabei wird das Bild noch dadurch vervollständigt, daß die Verwaltung infolge der geringeren Arbeiterzahl im Jahre 1912 nicht weniger als 10 000 M. Knappschaftsbeiträge und 1400 M. Invalidenbeiträge gespart hat.

So steht es in den staatlichen Bergwerken am Deister aus. Der Staat erzielt steigende Riesenerträge, die Arbeiter aber müssen sich durchschnittlich in Zeiten zunehmender Teuerung mit einem Schichtlohn von 227 M. begnügen. Wenn nicht die meisten Bergarbeiter, wenigstens soweit sie verheiratet sind, nebenbei noch etwas Landwirtschaft und Viehzucht betreiben, würde es ihnen wohl überhaupt nicht möglich sein, von solchen erbärmlichen Löhnen zu leben. Fast scheint es so, als ob der Fiskus bei der Festsetzung der Löhne mit diesem Nebenverdienst der Bergarbeiterfamilien rechnete. Nebenbei bemerkt ruht diese Arbeit fast ganz auf den Schultern der Frauen, die auf diese Weise mit zur Ernährung der Familie beitragen müssen. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht sind diese schon früh alternden Proletarierinnen bei der Verrichtung und Aberrichtung ihrer Vorgesellen beschäftigt, und schwer mit Rörben voll Gemälde und anderen landwirtschaftlichen Produkten bespaßt, ziehen sie mehrmals in der Woche nach dem nahen Hannover, um dort auf dem Markte das bare Geld zu erlösen, das draußen in ihrer Wirtschaft so notwendig ist, weil der Lohn des Mannes nicht ausreicht zur Befriedigung der allerersten Lebensbedürfnisse. Trotzdem: Staatsbetriebe sind Musterbetriebe!

Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang.

Im Reichstage ist ein Antrag sämtlicher bürgerlicher Parteien eingebracht worden, in dem gesetzliche Regelung des Verkehrs mit Mitteln zur Verhütung der Schwangerschaft verlangt wird.

Leere Redensarten.

Die „Germania“ meldet:

Die Zentrumsfraktion des preussischen Abgeordnetenhauses hat heute ihre volle Zustimmung zu dem Aufruf des Reichsausschusses der Zentrumspartei gegenüber den Quertreibern durch Unterschrift unter diesen Aufruf ausgesprochen. Auch die Reichsfraktion des Zentrums hat heute beschlossen, daß alle ihre Mitglieder den Aufruf zur Unterschrift vorgelegt erhalten. Den gleichen Beschluß haben in den letzten Tagen schon die Zentrumsfractionen in den Landtagen von Bayern, Württemberg und Baden gefaßt. Nach Vollzug der Unterschriften wird der Aufruf

Ernst Moritz Arndt über Mode und Kleidertracht. Er schrieb dem teutschen Manne teutsche Kleidung vor:

Sein gewöhnliches Kleid ist der alte teutsche Leibrock, welcher, nirgends angechnitten, schlicht herabfällt, so daß er die Hälfte der Schenkel über dem Knie bedeckt. Den Hals befreit er von dem Inedtschen Tuche und läßt den Hemdkragen über den kurzen Rockragen auf die Schultern fallen. Bei Feiernlichkeiten wird ein Fiederhut mit den Vollscharben getragen; sonst mag er seinen Kopf bedecken und schmücken, wie es ihm gefällt.

Solche Anweisung war eine Reaktion auf die französische Mode, die über ein Jahrhundert Deutschland tyrannisiert hatte, aber wenn in der Folge auch die freizeitlich geminnenden Burdenschafter sich in dieser teutschen Tracht gefielen, so wurde sie doch allmählich das Kennzeichen jener, die rauhbaugig auf ihr Teutschtum pochten und gerade die revolutionären Einflüsse Frankreichs teutschstämmelnd abwehrten — Reaktionäre wie der Vater Jahn und der von Heine geknüpfte Rahmann liefen so, zum Gaudium der Straßensugend, mit altteutschem Leibrock und blohem Knie herum. Patrioten mögen darum bittere Klage anstimmen, weil 100 Jahre danach in Berlin (!) in einem deutschen Verlage (!) eine Zeitschrift erscheint, die „Gazette du bon Ton“ heißt und weil der eleganteste Mann von Paris in Berlin als Lehrmeister des Sich-Anziehens auftaucht.

Aber dieser Hunger nach Eleganz in Berlin W.W. ist weder ein reaktionäres noch ein revolutionäres Programm, sondern lediglich ein Zeichen der Programmlosigkeit. Weil man hier für nichts anderes Interesse aufzubringen vermag als für die höchsten Neuheitslichkeiten, deshalb lauscht man gierig dem Propheten des Schneidersalons, und wird es künftig als eine unzersehbare Sünde angesehen, wenn ein Kurfürstendämmler eine kostbare Perle in schwarzweiß gestreifter Kravatte trägt, aber als eine allgemein menschliche Schwäche, wenn er eine kostbare Perle durch betrügerische Schieberlein erworben hat, sie aber, getreu den Weisungen des Herrn de Fouquieres, in schwarzer Kravatte trägt. Wenn eine Gesellschaftsversammlung ganz ausgebrannt, ganz verflacht, ganz fertig ist, dann wird die elegante Kleidung zum A und O ihres kümmerlichen Seins. Noch immer ist es ein Zeichen unrettbaren Verfalls gewesen, wenn der Klauensack, daß Kleider Leute machen, unbedingt anerkannt wurde, und kaum je ist er so unbedingte anerkannt worden wie von den arbeitslos geniekenden Drohen des Berliner Westens.

Karl Ludwig.

Arbiter elegantiarum.

Der Kurfürstendamm und die Tauentzienstraße sind in heller Aufregung. Worum? Gehört man sich in Berlin W.W. plötzlich für politische Fragen? Tritt man für die eifrig-lothringische Verfassung ein? Köhnt man sich zum Kampf für ein freies Wahlrecht in Preußen auf? Kein Gedanke! Oder werden Weltanschauungsfragen erörtert? Sozialismus oder Individualismus? Marx oder Nietzsche? Lorheit, nur daran zu denken! Oder ist bei den Blaffierten ein soziales Interesse erwacht? Wird ihr Herz bewegt, weil Tausende von Proletariatskindern ohne Frühstück zur Schule kommen, Tausende kein warmes Mittagbrot haben? Lernt man vielleicht den Wert der Arbeitslosenversicherung schätzen?

Wir sind in Berlin W.W., bereiteter Leser, und für Bagatellen wie Politik und Weltanschauung hat man hier, von Tongoten zu Langoten gerissen, von Par zu Bar geschleudert, wahrhaftig weder Sinn noch Zeit. Nein, Kurfürstendamm und Tauentzienstraße heben, weil André de Fouquieres sich in Berlin aufhält. André de Fouquieres? Was ist mit ihm? Künstler? Dichter? Maler? Politiker? Staatsmann? Hat er vielleicht mit dem Prinzen von Wied zu tun? Nichts von alledem! André de Fouquieres ist ganz einfach der eleganteste Mann von Paris, und da er aus dem Eleganzsein fast einen Beruf macht, ist er nach dem entsehlischen, barbarischen Goldgräberdork an der Spree gekommen, um den Anstößen des Tiergartenviertels in einer Konferenz zu erzählen, wie man sich stilvoll angeht. Er wird nicht mit den Anfangsgründen beginnen und etwa davor warnen, zum schwarzen Wechod neibglobe Stiefel zu tragen, sondern er, der Meister der Eleganz, arbiter elegantiarum, der Schiedsrichter des guten Geschmacks, ist ein Mann der Chancen: eine gefasste Perle, das etwa ist die Quintessenz seiner Geheimwissenschaft, sticht man wohl in eine schwarze, beilbe aber nie in eine schwarz-weiß gestreifte Kravatte! Weil er heute solche und ähnliche Offenbarungen zum Besten zu geben hat, wird Herr de Fouquieres von dem snobistischen Berlin W.W. ehrensüchtig angefaunt und, als ob es sich um einen garischen Minister drehe, haben die Firmen Roffe und Illstein als Ausrufer diejenigen ihrer jungen Leute zu ihm gesandt, die sich der proungierten Bügelaffen rühmen und den proungierten Duft der galizischen Heimat erfolgreich aus ihren Kleidern vertrieben haben.

Man braucht Eleganz, soweit sie nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist, auch von dem sozialistischen Proletariat nicht verachtet zu werden. Der Sozialismus ist nicht Anotentum, der Sozialismus will die erlesenen Kulturgüter so zum Besitz der Allgemeinheit machen, wie es heute Streichhölzer sind; und wenn er nicht überhaupt eine Umwälzung der gesamten Kleidung mit sich bringt, wird der Sieg des Sozialismus so zweifelhafte Erwartungen des kapitalistischen Zeitalters wie Jagdtiefel, Schnallenschliffe, „Müllchen“ und Vorhemden so sicher beseitigen wie Unterernährung, Elend und Schmutz. Bei auf höherer Gesellschaftsstufe stehenden Völkern als den Deutschen, in deren großer Masse die Gründerperiode der siebziger Jahre mit ihren Schund- und Schönderwaren auf Jahrzehnte hinaus den Sinn für guten Geschmack ausgerottet hatte, bei den Engländern etwa, zieht sich auch der Arbeiter heute schon Feiertags abends oder Feiertags nach den einfachen Grundregeln der Eleganz an, die verlangen, daß an der Kleidung nichts vorgeknüpft ist.

Man kann auch den ausgeprägtesten Sinn für Eleganz haben und doch ein Revolutionär sein. Die Jakobiner der französischen Revolution mahl und eine plehbürgerliche Geschichtsschreibung als schmutzige Gesellen von lumpenhaftem Aussehen, eine Schilderung, die nicht einmal auf den Meeressann der Vorstädte zutrifft. Aber die Führer des Jakobinertums waren samt und sonders anscheinliche, gut angezogene Männer, und einer der eifrigsten, Héroult de Séchelles, war sogar ein Musterbeispiel ausgefeilter Eleganz für alle jungen Leute, die Wert auf ihr Reuheres legten. Spröde einer alten Adelsfamilie, Roffe des Marfchalls von Conlades und der Herzogin von Polignac, der allmächtigen Freundin Marie Antoinettes, reich, schön, geistvoll, lebenswändig, ein Uebing der Frauen, ein Vorbild der jungen Männer, führte Héroult de Séchelles vor 1780 ein geschmackvolles Genieherbafeln, aber als er, statt wie so viele seiner Klassenossen in die Hauptquartiere der Emigration jenseits der Landesgrenzen zu entweichen, in die Strudel der Revolution hineingeriffen wurde, fand er sich bald auf der äußersten Linken des Nationalkonvents wieder. Er in erster Reihe brachte die radikale Verfassung des Jahres 1793 zu Papier, aber der „Mißblades der Vergpartei“, wie er genannt wurde, war noch immer ein eleganter Mann, als er mit seinem Freunde Danton auf die Guillotine geschickt wurde.

Umgekehrt kann das Gegenteil von Eleganz ein Zeichen von reaktionärer Gefinnung sein. Genau 100 Jahre, ehe Herr de Fouquieres aus Paris nach Deutschland kam, um den Deutschen den Sinn für rechte Eleganz zu wecken, verdrehte sich

mit allen Namen bekanntgegeben und ein Dokument der Geschlossenheit der Partei bilden.
Nicht schön, daß die Herren Zentrumsabgeordneten sich bewegen fühlen — mancher wohl erst nach bringender Aufforderung — den schönen Ausruf des neugegründeten Reichsausschusses der Zentrumsparlei zu unterschreiben; aber richtiger werden dadurch die in diesem Ausruf aufgestellten Behauptungen sicherlich nicht. Inzwischen ist überdies der größte Teil dieses Ausrufs durch die neue Interpretation der Gewerkschaftsagilita durch die rheinisch-westfälischen Bischöfe bereits überholt.

Der unbeugsame Kardinal.

Eine Zuschrift aus der Diözese des Breslauer Fürstbischöf an die „Königliche Volkszeitung“ (Nr. 129) schildert, wie Kardinal Kopp mit zäher Energie jeden Versuch der „Kölnen“, in Schlesien vorzudringen, unmöglich macht:

Zum Beispiel, wenn es sich darum handelt, den Volksverein für das katholische Deutschland zu bekämpfen. Einige Jahre sind es her, da wollte ein eifriger Pfarrer in Niederschlesien den Volksverein einführen. Mit Erfolg gelang dies auch; in der ersten Versammlung traten über 100 Mitglieder bei. Wenige Tage nachher hatte der Pfarrer schon ein Schreiben aus Breslau, welches bewirkte, daß auch die Ortsgruppe des Volksvereins, von der eben die Rede war, recht bald, in wenigen Wochen, wieder einging. Woher war nun in Breslau die Gründung des Vereins bekannt geworden? In der Presse hatte nichts gehandelt. Aber ein Mitglied der Sachabteilungen hatte es sofort nach der Berliner Zentrale berichtet und diese nach Breslau. So kontrolliert man in Berlin den Volksverein. Bald nachher ist ja auch der bekannte Erlaß des Herrn Kardinals an die Pfarrer erfolgt, wonach vor Gründung einer Ortsgruppe des Volksvereins bei ihm anzufragen sei. Eine Erlaubnis wird aber augenscheinlich nicht erteilt, da man seit Jahr und Tag in Schlesien von neuen Ortsgruppen des Volksvereins nichts mehr gehört hat. Tatsächlich geht der Verein in Schlesien ja auch immer mehr zurück.

Verschlechterung der Betriebssicherheit durch den preussischen Eisenbahnminister.

Der Späterlaß des Eisenbahnministers, wonach Betriebsausgaben auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken sind, hat die Eisenbahndirektion Königsberg veranlaßt, eine Verfügung an die untergeordneten Dienststellen herauszugeben, die die Dienst-einstellung der Weichensteller und Schrankenwärter dahin abändert, daß die Ruhezeiten kürzer und die Bezüge für einen Teil des Personals geringer werden. Ganz abgesehen davon, daß die Unter-beamten durch die Schwächung des Verdienstes sehr hart getroffen werden, wird die Betriebssicherheit durch die Verlängerung der bisher schon zu langen Arbeitszeit erheblich verschlechtert. Die Folgen werden kaum ausbleiben.

Das Organ des nationalen Eisenbahnerverbandes sagt, daß durch solche Maßnahmen viel Unzufriedenheit erzeugt werde; die Sparerlasse seien zu bebauern, weil die königstreuen Eisenbahnerfamilien im Osten noch recht zahlreichen Nachwuchs hätten, im Gegensatz zu den Großstädten. — Die Kürzung der Löhne und die Verlängerung der Arbeitszeit macht eben auch die geduldigsten und königstreuesten Eisenbahner rebellisch.

Ein Kirchenprozeß.

Der verstorbenen württembergische Landesbischof Gesele, einer der gelehrtesten und gebildetsten Männer seiner Zeit, schrieb am 8. Dezember 1870: „Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert wieder Schetterhäuser errichtet werden.“ Sein Nachfolger auf dem Mainburger Bischofsstuhle soll sich vor kurzem ähnlich so geäußert haben. In einem Prozeß am letzten Dienstag wurde das behauptet. Herr Dr. v. Kessler hält es aber für geraten, in einer Erklärung in der Presse zu bekämpfen, eine Äußerung in dem Sinne getan zu haben. Der Herr Bischof weiß, warum. Es ist auch ziemlich gleichgültig, ob der Herr Bischof sich ähnlich so wie sein Vorgänger ausgesprochen hat. Daß das Wort seines Vorgängers auch heute noch volle Geltung hat, wurde durch die im Prozeß festgestellten Tatsachen erhärtet.

Die Vorgeschichte des Prozesses ist kurz folgende: An der Landes-universität Tübingen, der eine katholische theologische Fakultät angegliedert ist, las der Professor Bihl. Koch über Dogmatik. Ein sehr großer Teil der württembergischen katholischen Theologen hat durch ihn seine letzte Ausbildung erfahren. Die theologischen Schriften Kochs sind in vielen tausend Exemplaren verbreitet, sie fehlen fast in keinem Pfarrhaus. Unter den Studenten wie in weiten Kreisen der Geistlichkeit zählt er viele Freunde und begeisterte Anhänger.

Den Römisch-Orthodoxen ist der Mann aber zu freigeistig. Sie suchen ihn von seinem Lehrstuhl zu verdrängen. Auf geradem Weg war wenig zu machen. Also wurden andere Wege eingeschlagen. Der Leiter des württembergischen Priesterseminars Nieg hat seit Jahren versucht, den unbehaglichen Hochschullehrer unmöglich zu machen. Schließlich fordert er von den angehenden Priestern, die von der Universität zum Seminar zurückkehren, die Roteschleife ein, um diese auf „Material“ durchzuführen. Sechs Jünglinge lieferten ihre Hefte „freiwillig“ aus, der siebente muß durch den schärfsten Hinweis auf die Pflicht zum kanonischen Gehorsam und die im Weigerungsfalle sich ergebenden Konsequenzen zur Herausgabe seines Eigentums gezwungen werden. Auf noch unaufgeklärte Weise verhaftete sich der Regens Nieg vom Buchhändler Koch auch die als Manuskript gedruckten Vorlesungen des Professors. Das Gericht lehnte die Verurteilung des Buchhändlers, der darüber ausfragen sollte, wie der Leiter des Priesterseminars sich in den Besitz dieses Manuskripts gesetzt habe, ab. Mit diesem „Material“ ausgerüstet, verfertigte Nieg nun eine Broschüre gegen Koch. Letzterer erfuhr davon und ließ den Nieg wissen, daß letzterer kein Recht habe, Kochs Arbeiten ohne Erlaubnis des Verfassers öffentlich zu bewerten. Nieg kummerte sich nicht darum. Schließlich ließ Koch die Broschüre samt dem Satz beschlagnahmen.

Vor Gericht befandete Koch, in einer Audienz beim Landesbischof habe dieser ihm erklärt:

„Sein Fall ließe sich glatt erledigen, wenn nicht ein Geistlicher geschrieben hätte, wenn der Fall Koch nicht erledigt werde, wie er erledigt gehört, so werde er sein gesamtes Material nach Rom senden. Auf nochmalige ausdrückliche Frage habe der Bischof diesen Ausspruch nachdrücklich bestätigt.“

Das vorläufige Resultat des Prozesses war die Verurteilung des Nieg zu 50 M. Geldstrafe wegen Verletzung des Urheberrechts; ferner die öffentliche Erklärung des Bischofs, er habe nicht so gesagt, wie Professor Koch behauptet hat. Die weitere Folge wird aber wohl eine scharfe Auseinandersetzung in der Kammer sein über die Bedrohung der Pressefreiheit an der Landesuniversität. Der jetzige Zustand ist unhaltbar. Die Erklärung des Landesbischofs, daß auch er versucht habe, den Hochschullehrer zum „freiwilligen“ Verzicht auf sein Lehramt an der Universität zu zwingen, macht eine klare Entscheidung zur anwendenden Notwendigkeit. Das Beste wäre, die theologische Fakultät einfach aufzulösen. Unter solchen Umständen wird die „Schreiberei“ an der Landesuniversität zum Aindererspot.

Ausgepfiffen.

Paris, 15. Februar. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Die beiden Ex-Minister Briand und Darlhou, die heute nach Havre abreisten, um dort eine Wahlaktion des reaktionären Blochs einzuleiten, wurden am Bahnhof von Tausenden von Demonstranten, zumeist Arbeitern, erwartet, die bei ihrem Erscheinen ein geradezu höllisches Pfeifenkonzert aufführten. Ein großes Gendarmereiaufgebot hielt mit Gewalt die Demonstranten zurück. Darlhou und Briand sprachen dann in einer gestiebten, aus reaktionären städtischen Bourgeois und pfäffischen Jünglingen zusammen-gesetzten Versammlung über die kommenden Wahlen. In den Straßen der Stadt herrschte große Aufregung. Die Garnison war teilweise konfigniert.

Nur schwedischen Verfassungskrisis.

Stockholm, 14. Februar. Die Parteien der Rechten in der Ersten und Zweiten Kammer haben heute einen Aufruf an das schwedische Volk veröffentlicht, in dem zunächst auf die letzten ernsten Mißbegebenheiten, sowie auf die dadurch veranlaßten Rüstungen der großen und kleinen Staaten hingewiesen und sodann eine Schilderung des Verlaufes der letzten innerpolitischen Krise in Schweden bis zum Rücktritt des Ministeriums Staaff gegeben wird. In dem Aufruf heißt es:

Die notwendigen Forderungen der schnellen und planmäßigen Lösung der Landesverteidigung hat dieses Ministerium geopfert, um dafür einen Streit mit dem König über dessen Redefreiheit und sein in der Verfassung festgesetztes Recht einzutauschen. Der Standpunkt dieses Ministeriums ist von der liberalen Partei anerkannt worden, die damit den Parlamentarismus in die erste Reihe und die Sicherheit des Reiches in die zweite Reihe gestellt hat. Die sozialdemokratische Partei, mit deren Unterstützung das Ministerium Staaff in der Zweiten Kammer die Mehrheit hatte, macht kein Geheimnis daraus, daß das Ziel für ihre Mitwirkenden die Demütigung des Königtums und die Einführung der Republik war. Das ist die wirkliche Lage, die man unter dem Vorwand verbergen will, daß die den Fortschritt verbürgende Arbeit und die Selbstverwaltung des schwedischen Volkes in Gefahr seien. Aber das ist nicht wahr. Die Reformarbeit in Schweden ist in den letzten Jahren vorwärts geschritten unter Mitwirkung aller Parteien, und die Selbstverwaltung des Volkes ruht auf zwei Grundpfeilern: nach innen auf der Erhaltung der Verfassung und nach außen auf einer sicheren Wehrmacht. Wir richten daher an alle, die ein Herz für die Sache des Vaterlandes haben, die dringende Aufforderung, sich nicht verleiten zu lassen, die Verteidigungsfähigkeit der Parteistreitigkeiten um die von niemand bedrohte Selbstverwaltung des Volkes unterzuordnen, und damit unsere nationale Existenz auf das Spiel zu setzen.

Parlamentswahlen in Spanien.

Madrid, 15. Februar. Heute sind die Erlasse amtlich veröffentlicht worden, durch welche der Zusammentritt der neuen Kammern auf den 2. April festgesetzt wird. Die Wahlen für den 8. März anberaunt.

Politische Verbannte in den Pestsüßlen Sibiriens.

Es gibt in Rußland eine Kategorie politischer Verbannter, die neuerdings in eine Lage verlegt worden ist, die an Unmenschlichkeit und Grausamkeit die bisherigen Maßnahmen der russischen Regierung hinter sich zurückläßt. Es ist dies die Lage der politischen Zwangsarbeiter, die nach der Verbannung der mehrjährigen Zwangsarbeit in den entlegensten Gebieten Sibiriens angesiedelt werden. Aller bürgerlichen Rechte beraubt, von den Behörden drangaliert, von den meisten Berufen ferngehalten, werden sie ohne die sonst übliche Verpflegung auf Kosten der Regierung, ohne warme Kleidung, in Bezirken angesiedelt, wo sie an Hunger und Krankheit zu Grunde gehen.

In welchen Verhältnissen die meisten von ihnen leben, wird durch ein von 16 Anwohnern unterzeichnetes Schreiben illustriert, das dieser Tage durch die russische Presse ging. In diesem Schreiben schildern die Zwangsarbeiter des Loreisler Bezirkes im Transbaikalien, welche Zustände sie vorfanden, als sie nach der Verbannung der Zwangsarbeit in dem ihnen angewiesenen Bezirk anlangten. „Das erste, auf das wir unsere Aufmerksamkeit lenken mußten, waren Dutzende von Zwangsarbeitern, die leblosen Schatten gleich die Hände nach Mosen ausstreckten.“ Weiter schildert der Verfasser des Briefes die Pesthöhlen, in denen die Anwesenden wie auch die örtliche Bevölkerung leben müssen. Zahlreiche Einwohner sollen der Pest zum Opfer, gegen die von den Behörden keinerlei Maßnahmen getroffen werden. Die Kranken gehen ohne Pflege und medizinische Hilfe zu Grunde. — Am schlimmsten natürlich sind die Zwangsarbeiter daran, da sie weder Brot noch warme Kleidung haben. Verläßt jemand von ihnen, um den Hungertode oder der Ansteckung zu entgehen, den ihm angewiesenen Ort, so wird er ins Gefängnis gesperrt und dann wieder nach seinem Anstiedlungsort zurückgebracht. Während des Transportes müssen die Gefangenen, um nicht Hungers zu sterben, ihre Oberkleidung verkaufen und bei 40 Grad Frost halb nackt durch die Tundra wandern. „Hierbei“ — so schließt der erschütternde Bericht — „geht es nicht ohne traurige Folgen ab.“

Die Kaufmannsgerichtswahlen in Berlin.

Die Stimmung bei der Agitation zu den Kaufmannsgerichtswahlen ließ schon erkennen, daß mit einem allgemeinen Stimmerrückgang zu rechnen sei. Die wüste Agitation des antisemitischen Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes ist jedoch ohne Wirkung geblieben; der Zug nach links in der Angehörigenbewegung ist im Gegenteil unverkennbar. Zum ersten Male beteiligte sich der neugegründete Allgemeine Verband der deutschen Kaufleute. Das brutale Vorgehen der Großbanken gegen ihre Angehörigen zeigte den Kaufleuten die Richtung und lehrte sie, daß die gerühmte Harmonie zwischen Kapital und Angestellten nach dem Rezept der Harmonieverbände der Kaufleute eine leere Fiktion sei. Es war daher von vornherein sicher, daß der Allgemeine Verband eine große Anzahl Bankangestellter aus der Gleichgültigkeit erwecken und an die Urne dringen würde. Diese Wirkung wird denn auch klar zum Ausdruck gebracht durch das Ergebnis der Wahlen im Bankenviertel. Der Stimmengewinn in diesen zwei Wahlbezirken war enorm, besonders wenn man berücksichtigt, daß im ganzen ein großer Stimmerrückgang eingetreten ist. Insgesamt

sind nämlich 704 Stimmen weniger als bei der vorigen Wahl abgegeben worden. Wir wollen nicht verhehlen, daß wir die sogenannte neue Richtung in der Bankbeamtenbewegung für eine bedauerliche Zersplitterung des gewerkschaftlichen Strebens halten, trotzdem ist jedoch ein Schritt nach vorwärts unverkennbar: die Wähler des Allgemeinen Bankbeamtenverbandes glauben jedenfalls der gewerkschaftlichen Idee zu dienen. Die nationale Phrasen der antisemitischen Handlungsgehilfen hat dagegen kläglich verpasst. Schon bei den vorigen Wahlen hatten dessen Anhänger 8 Sitze verloren. Diesmal verloren sie abermals 3 Sitze und mußten sich statt der erhofften mehr als 57 Weisiger mit 46 Weisigern begnügen.

Der Zentralverband hatte bei den vorigen Wahlen einen ganz unerwartet großen Erfolg errungen. Es gelang ihm, seine Weisigerzahl von 24 auf 40 zu erhöhen. Von dem allgemeinen Stimmerrückgang ist jedoch auch er betroffen worden. Der Rückgang ist aber in Anbetracht der allgemeinen schlechten Wahlbeteiligung ziemlich unbedeutend. Ist doch der riesige Erfolg des Jahres 1911 fast vollständig gehalten worden. Das ist um so erfreulicher, als durch den Wahlerfolg des neuen Bankbeamtenverbandes die Harmonieapostel eine zerschmetternde Niederlage erlitten haben. Daß der langsam und sicher absterbende „Verein der deutschen Kaufleute“ abermals Weisiger verloren hat, mag nur nebenbei erwähnt werden.

An der Wahl haben sich insgesamt 12 Verbände beteiligt. Das zahlenmäßige Ergebnis der Wahlen ist im einzelnen:

1911		
Liste 1	Leibziger Verband	16 Weisiger
Liste 2	Zentralverband	37 Weisiger
Liste 3	1888er Verband	15 Weisiger
Liste 4	Deutschnationaler Verband	46 Weisiger
Liste 5	Allgemein. Bankbeamtenverband	21 Weisiger
Liste 6	Deutsche Kaufleute (Hirsch-L.)	20 Weisiger
Liste 7	Alter Bankbeamtenverband	7 Weisiger
Liste 8	Katholische Kaufleute	3 Weisiger
Liste 9	Junge Kaufleute	2 Weisiger
Liste 10	Lokaler Bankbeamtenverein	2 Weisiger
Liste 11	Buchhändler	2 Weisiger
Liste 12	Büroverein	0 Weisiger
	Verhinderungsgestülte	0 Weisiger

Die Techniker und das Erfinderrecht.

Es ist nichts Seltenes, daß technische und industrielle Angestellte Erfindungen machen, die oft recht wertvoll und finanziell einträglich sind. In der Regel aber kommen die materiellen Vorteile aus solchen Erfindungen nicht dem Erfinder, sondern dem Unternehmer, bei dem er im Arbeitsverhältnis steht, zugute. Dieses Recht sichern sich die Unternehmer, gestützt auf die wirtschaftliche Abhängigkeit der Angestellten, durch den Dienstvertrag. Das geltende Patentrecht kommt diesem Verhalten insofern zustatten, als es das Patent dem Anmelder der Erfindung erteilt, aber nach dem Erfinder nicht fragt. Eine gesetzgeberische Aenderung, welche den Erfindern unter allen Umständen das volle Recht an ihrem geistigen Eigentum sichert, ist von den Interessenten und auch von unserer Partei stets gefordert worden.

Jetzt liegt ein Entwurf zur Aenderung des Patentrechts vor, der dieser Forderung ein wenig Rechnung trägt. In diesem Entwurf Stellung zu nehmen, war die Aufgabe des Deutschen Technikerkongresses, der am gestrigen Sonntag im Berliner Lehrer-Vereinssaal tagte. Veranstalter des Kongresses sind der Bund der technisch-industriellen Beamten, der Deutsche Technikerverband und der Deutsche Werkmeisterverband. Diese drei Organisationen zählen zusammen 120 000 Mitglieder. Auch einige andere Angestelltenorganisationen waren vertreten. Der Kongress war von 120 Delegierten besucht. Von den eingeladenen Behörden waren das Reichsamt des Innern und das Kaiserliche Patentamt vertreten. Ferner hatte die Reichstagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei und die sozialdemokratische Reichstagsfraktion Vertreter entsandt. Letztere den Genossen Siebel. Die Generalkommission der Gewerkschaften vertrat der Genosse Silberstein. Für die Gesellschaft für soziale Reform war ebenfalls ein Vertreter anwesend.

Drei Referenten, Soßlich, Leng und Kortensbach, behandelten die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen der Gesetzentwurf ausgeht. Ihre Forderungen sind zusammengefaßt in einer Resolution, die nach einer längeren, mit den Referenten übereinstimmenden Diskussion einstimmig angenommen wurde.

Die Resolution lautet:
Der Deutsche Technikerkongress zur Beratung der Patentrechtsreform begrüßt die Veröffentlichung der Vorentwürfe zum Patentrecht, Gebrauchsmusterrecht und Warenzeichenrecht. Der Kongress erkennt an, daß die gesetzliche Regelung des Erfinderrechtes der technischen Privatangestellten gegenüber dem geltenden Rechtszustand einen Fortschritt bedeutet; er betont aber zu gleicher Zeit, daß diese Regelung den berechtigten Wünschen der technischen Privatangestellten durchaus noch nicht entspricht.

Der Kongress billigt den Systemwechsel in der deutschen Patentrechtsgebung durch Uebergang vom Anmelderprinzip zum Erfinderprinzip, fordert aber, daß das Erfinderprinzip im Gesetz auch folgerichtig durchgeführt wird.

Die Vergütung für Erfindungen ist dem Angestellten-Erfinder im Gegensatz zu der im Entwurf vorgesehenen Regelung unabhängig von Lohn oder Gehalt sicherzustellen. Der Erfinderlohn soll dem Angestellten nach einem angemessenen Prozentsatz entweder vom Reingehalt oder vom Absatz, eventuell auch durch eine Verkaufabfindung gewährt werden. Die Bestimmungen über Erfinderlohn sind auf Geheimverfahren entsprechend anzuwenden.

Die Angestellten öffentlicher Betriebe sind in Beziehung auf ihr Erfinderrecht mit den Privatangestellten gleichzustellen.

Unter einer Stabfunktions-Erfindung versteht der Kongress eine Erfindung innerhalb eines Betriebes, bei der mehrere Angestellte mitgewirkt haben, ohne daß aber der Urheber der grundlegenden Idee und der Anteil der einzelnen in Frage kommenden Angestellten an der Ausgestaltung der Erfindung nach festgestellt werden kann. Nur bei solchen Erfindungen soll der Betriebinhaber als Erfinder gelten. Bei sogenannten dienstlichen Erfindungen soll der Betriebinhaber nur ein Anrecht auf Uebertragung des Inhaberpates zur gewerblichen Ausübung der Erfindung haben. Ueber alle anderen Erfindungen steht dem Angestellten das freie Verfügungsrecht zu.

Der Kongress erklärt, daß die vom Patentamt erhobenen Gebühren ausschließlich für die Zwecke des Patentamtes Verwendung finden sollen. Er fordert deshalb eine den tatsächlichen Kosten des Patentamtes entsprechende Herabsetzung dieser Gebühren.

Der Kongress hält eine Ausdehnung der Kompetenzen des Reichspatentamtes in der Richtung auf die Feststellung der Urheberschaft an Erfindungen und der Vergütung für Angestellten-Erfindungen für notwendig und durchführbar.

Der Kongress erklärt, daß Erfinderrecht und Erfinderlohn der technischen Privatangestellten nur gewährleistet werden können, wenn die Freiheit des Vertrages zugunsten des wirtschaftlich schwächeren Arbeitnehmers eingeschränkt wird.

Theater.

Leffingtheater. *Lilium*; Legende von Franz Molnar. Es ist sehr zu begrüßen, daß Direktor Barnowski, für den Molnar's Geschichte gezeichnete Komödie „Der Leibarbeiter“ im Kleinen Theater ein so einträgliches Kassenstück war, nun im Leffingtheater dies von jeder Art Schablonen freie, menschlich gefühlte und gefühlte Werk aufführt, das älter ist als das genannte andere Stück und bisher mit zweifelhaftem Erfolg über eine Reihe von Bühnen ging. Dasselbe zeigt des Autors Physiognomie in völlig anderem Lichte.

Der erste Teil des Stückes ist nach Stoff und Darstellungsform naturalistisch. Ein armes Dienstmädchen von bescheidenem Wesen, das den Ausgehtag benutzte, um auf dem Kummelplatz draußen Karussell zu fahren, hat sich in den Ausrufer der Karussellbesitzerin, einen großsprecherischen Burschen von plump-robuster Kraft, verliebt und ist durch nichts von ihm abzubringen, auch nicht, als sie erfährt, daß ihn die Polizei als vorbestraften Raubfalle und Raubganden überwachet. Glückselig, daß er sie nehmen will, folgt sie ihm. Voll starker Tragik, auf dem Hintergrund einer ebenen knappen wie anschaulichen Schilderung des Milieus — das Pärchen hockt in einer Photographie des Kummelplatzes — ziehen Bilder aus diesem Leben vorüber. Das zärtlich-ängstliche Geständnis der Frau, daß sie ein Kind erwarde, ruft einen Freudentaumel bei Lilium hervor. Er schreit sein Glück in alle Welt. So gar sorgen für das Wurm möchte der Faulenger, doch darf das keine Arbeit kosten. Um so leichter gibt er den Einküßlungen des Freundes nach, der ihn unter der Vorpiegelung großartigen Geldgewinnes zu einem Raubfalle lockt. Die Skizzierung dieses selbstamen Patrons, der Vorbereitungen des Leberfalls, nach dessen Scheitern Lilium sich erschrickt, ist nicht nur bühnenmäßig spannend, sie wirkt in gleichem Maße durch die Fülle intim charakterisierender Details. Die dumpfe seelische Verworfenheit, die hinter solchen Taten liegend, mehr Mitleiden als Haß erregt, kommt im Verhalten und in den Worten Liliums zu ergreifend echtem Ausdruck. Immerhin, wie lebendig der Stoff gestaltet ist, seine Tragkraft reicht für ein Drama nicht hin. So knüpft der Autor — freilich

unorganisch, doch interessant — an dies Ende eine freundlich verführende und dabei sinnvoll ironische Traumdichtung, eine „Legende“, wie er es nennt. Als Julie an der Bahre ihres Mannes ihren Schmerz herausgehämmert hat, verdundelt sich der Bühnenraum und in losem Anknüpfung an die Vorstellungen, die sich der Tote über himmlische Gerechtigkeit gemacht, erscheinen zwei schwarz gekleidete Detektive, die ihn vor den himmlischen Gerichtshof eskortieren. In der Abteilung für Selbstmörder trifft er andere Delinquenten, die aber ihre Prüfung, zu der sie nach mehrjähriger Fegefeuerläuterung auf die Erde herabgelandt werden, bereits glücklich bestanden haben und baldigst ins Reich des ewigen Lichts eingehen sollen. Der Humor behält distrierte Färbung, er fällt nirgends ins frivole Verlehnende. Sehr originell ist die gemüthlich-friedliche Verhandlung, in der der himmlische Polizeianglist aus dem verbotenen neuen Ankömmling irgendwelche Anzeichen von besseren Regungen herauszufinden sucht. Die Liebe zu dem noch ungeborenen Kinde ist das einzige, worauf sich noch die Hoffnungen gründen könnten. Nach absolvierter Läuterungszeit darf auch Lilium noch einmal auf die Erde. Indes das Wunder eines Seelenumschwängungs hat sich bei ihm noch immer nicht vollzogen. In Bettlergestalt schleicht er vor Juliens Tür, nicht um von ihr Vergebung zu erbitten, nur um das Kind zu sehen, dem er ein von dem Himmel weggestiebes Sternchen schenkt. Unverändert heftigen Temperaments, schlägt er das Mädchen, als sie ihn abweist, auf die Hand. Aber der Schlag hat nicht geschmerzt. Sie sagt der Mutter und diese wiederholt das Wort. Juliens Liebe hat in der Erinnerung all das Harte, was ihr der Tote zugefügt, vergessen. Unerkannt, wie er gekommen, verschwindet Lilium, von den Schwarzgekleideten begleitet. Er hat noch weit bis zu der Läuterung und hoffentlich reikt seinen Vorgesetzten im Himmel nicht die Geduld.

Regie und Darstellung waren ausgezeichnet. In erster Reihe standen Lilla Duriens wunderbar schlichte Dulderin und Galfners ganz naturhafter Instinktmensch. In kleineren Rollen waren vor allen Lilla Grünig als Karussellbesitzerin, Schroth, der mit Lilium befreundete Verbrecher, und Guido Herzfelds langmütig liebenswürdiger Himmelspolizist zu nennen.

Montis Operetten-Theater: Jung-England. Suffragettenstücke sind auf Londoner Vorstadtbühnen nichts Neues. Man hat es also bei „Jung-England“ wohl wieder mit englischer Kontorbande zu tun, obgleich noch dem bewährten Beispiel von „Wie einst im Mai“ die Bezugsquelle verschwiegen wird. Die ganze Aufmachung, speziell das Suffragettenthema nebst den Einbezügigen grotesker Handwurfschaden, verraten aber zur Genüge, woher die Fabel stammt. Zunächst nimmt Ernst Weltsch einige Ansätze zu guter Gruppierung und verständigster Behandlung. Jedoch schon vom zweiten ungeheuer weitläufigen Akt an, der anderthalb Stunden Spielzeit in Anspruch nahm, überläßt er dem ungenannten Kollegen jenseits des Armellkanals die Führung, während Rudolf Bernauer einige seiner „Böse-Buben“-Witze und gleichfalls abgeklapperten „Complets“ beizubringen. Den ledernen Schlussakt macht dann der woffertiefend aus der Themse an Land gekommene Sohn des Polizeichefs (Albert Paulig) noch eingermahnen genießbar.

Zu diesem Textgebäude hat nun Leo Fall die Musik geschrieben. Sie ist das bessere Teil daran. Der Komponist bestrebt sich zusehends, den Sinn der konfusen Handlung zu illustrieren. Er kommt uns in der Schleierrängerin „Ballade“ sogar indisch mit — arabischen Trommelinstrumenten (Tarabula). Tangorhythmen sind ziemlich in den Hintergrund geschoben. Triviale Kaffeekausmusik, die nur noch von einer beinahe ausgeschöpften Erfindungskraft zeugen, sind wenigstens durch hübsche Instrumentierungen über ein feineres Niveau gehoben. Im ganzen aber wird man den Eindruck nicht los, daß es den Librettisten und dem Vertoner weniger daran gelegen habe, künstlerische Ökonomie und Geschlossenheit walten zu lassen, als sich mit an den Haaren herbeigezogenen Possentrids gegenseitig zu schmücken.

Die Inszenierung war recht nett. Marie Krivich gab ihren weiblichen Ricant de la Mariniere, die englische Französin Lucie, raffig, während Grete Liebreich im Gegenjah zu jener die Suffragettenführerin Wand Cachou im Stil einer komischen Alten nicht ohne Glück verarbeitete. Gustav Wagner (Harry Poole), Rolf Bertra (Ruth Ann) sangen vortrefflich; Karl Gchner (Polizeichef) wie der bereits erwähnte Paulig waren altförmig genug, um ihre Rollen über Wasser zu halten. Leo Fall schwang den Taktstock.

Theater.

Montag, 16. Februar 1914.

Anfang 6 Uhr.

Cines Palast am Zoo. Varieté-Lichtspiele.

Anfang 6 1/2 Uhr.

CinesKollendorf-Theater. Varieté-Lichtspiele.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Rgl. Oberhaus. Fidele. Rgl. Schauspielhaus. Goldfische. Deutsches. Der Kaufmann von Venedig.

Königsgraber Straße. Brand. Virtus Busch. Galavorstellung. Virtus Schumann. Galavorstellung.

Anfang 7 3/4 Uhr.

Metropol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Winter in der Schweiz. Hörspiel: Dr. H. Glas: Wie der Luftfahrer seinen Weg findet. Kammerpiele. Wetterleuchten. Festung. Nilom.

Deutsches Oberhaus. Die Jüdin. Deutsches Künstler-Theater. Schirin und Gertrude.

Romödienhaus. Kammermusik. Theater an der Weidenbammer Brücke. Am zuleht laßt.

Theater am Kollendorfplatz. Princes Grill. Lustspielhaus. Die spanische Fliege. Schiller O. Was ihr wollt. Schiller Charlottenburg. Wey dem, der liegt.

Theater des Westens. Polenblut. Montis Operetten. Jung-England. Berliner. Wie einst im Mai. Kleines. Zeitliche Gehert.

Trionon. Anates Hochzeit. Thalia. Die Langobringstein. Weibens. Fabelt — der Franz. Friedrich. Wilhelmshüttdisches. Feudlein Draakala.

Rosie. Die Wajstinsbauer von Berlin. Kasino. Die alle Webern. Oerurfeld. Die von oben und unten. Reichshallen. Stettiner Sänger. Wintergarten. Spezialitäten.

Apollo. Der Stolz der 3. Kompagnie.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Palais. Das erste Ehejahr. Walhalla. Langoscheber. Felies Caprice. Café Bringsheim. Der Helratzgraf. Neperstein.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Neues Volkstheater. Der Kaiserjäger.

Anfang 9 Uhr.

Admiralpalast. Die lustige Puppe. Berliner Giepalast. Giepalast. CinesKollendorf-Theater. Varieté-Lichtspiele.

Sternwarte. Invalidenstr. 57—62

Sozialdemokratischer Wahlverein für den 2. Berl. Reichstagswahlkr.

Dienstag, den 17. Februar, abends 8 1/2 Uhr, bei Rabe, Dichterstr. 29:

Verammlung

Tagesordnung: 1. Vortrag des Genossen Wiesner: Die Krankenversicherung nach der Reichsversicherungsordnung. 2. Diskussion. Um zahlreichen Besuch bitten

Der Vorstand.

Steinarbeiter!

Dienstag, den 17. Februar, abends 8 Uhr, im „Englischen Hof“, Alexanderstr. 27 c:

Mittwoch, den 18. Februar, abends 8 Uhr, in den „Arminhallen“, Kommandantenstraße 58/59:

Mitglieder-Verammlung der Sektion II

Marmorarbeiter Sandstein- und Grabsteinbranche

Tagesordnung: 17/14* Die Antwort der Unternehmer auf unsere Forderungen. Stellungnahme zu derselben.

Die Kollegen sind verpflichtet, die für sie in Betracht kommende Verammlung unbedingt zu besuchen. Noch nicht abgeholte Mitgliedsbücher sind in Empfang zu nehmen. Pünktliches Erscheinen erwartet.

Heines Werke Reuters Werke

3 Bände 4 Mark Buchhandlung Vorwärts



Bierversorgung von Berlin

Wegen des gesteigerten Bierverbrauchs in den Karneval-Tagen mußte die Brauerei Engelhardt in Berlin-Pankow die beiden Engel ihrer Schutzmarke mit in Dienst stellen; sie versorgen Groß-Berlin vor allem mit dem berühmten „Special Hell“

Zur Silberhochzeit des Gen. Ed. Haudekötter und Frau die herzlichsten Glückwünsche. Die Gen. o. 157, Begleit, Abt. 2, 4. Kreis.

Künstlerischer Zahnersatz

Denkbar schonendste Behandlung Mod. Zahnkunst, Bergstr. 156, Neukölln.

Erstklassige Briketts

1000 Stück M. 7.60. Riesenformat 7". Halbstoße M. 0.73, Gaskoks M. 1.75, Steinkohlen M. 1.75, Brennholz.

Michel-Brikett-Vertrieb Neukölln, Telephon 1610 Knesedöckstr. 148.

Schultheß' Schweizer-Stumpfen enormer Verdienst! bei direktem Bezug. H. Anzgr. H. Norden 9928.

Spezialarzt

Dr. med. Karl Reinhardt. Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße. Sprechst. 5—7, Sonntags 10—11.

Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/2 11—2 u. 1/2 2—10 U. abds., Sonnt. 11—1. Für Frauen: Nur 3—4 Uhr.

Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzögl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.

Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starko Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechst. kostenlos.

Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte. Der nächste Herren-Vortrag findet statt am Donnerstag, den 19. Februar, abends 1/2 10 Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstraße 58/59, über: Harnleiden, wirksame und kurpfuscherhafte Behandlungsmethoden, Ehrlich-Hata getreuen Wachmodellen. Eintritt frei — Fragebeantwortung.

Nachruf. Am Sonnabend, den 14. d. M. starb nach längerem Krankenlager unser Lagerhalter, Herr

Franz Wensch.

Sie verlieren in demselben einen treuen und gewissenhaften Mitarbeiter und werden sein Andenken stets in Ehren halten! Die Verwaltung des Konsumvereins Oranienburg. J. H. Robert Strobel.

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek

Jedes Heft 20 Pfg.

Blumen- und Franzbinderei von Robert Meyer, Sbd.: P. Gollets Mariannenstr. 3. Tel. Mpl. 349

Berliner Uk-Tric

Adr.: Neukölln Lahnstr. 74 L

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek.

In dieser Sammlung sind bisher erschienen:

- Heft 1. Die erste Hilfe bei Unfällen. Dr. Grottel.
- Heft 2. Das erste Lebensjahr. Von Dr. Silberstein.
- Heft 3. Gesundheitspflege des Nervensystems. Von Dr. Hirsch.
- Heft 4. Der Achtstundentag. Von Dr. Jabel.
- Heft 5. Alkoholfrage u. Arbeiter-Klasse. Von Dr. Fröhlich.
- Heft 6. Das Schulkind. Von Dr. Silberstein.
- Heft 7. Geschlechtsverkehr und Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Gebert.
- Heft 8. Nahrung und Ernährung. Von Dr. Thales.
- Heft 9. Wie sollen wir uns kleiden? Von Dr. J. Bernheim.
- Heft 10. Der Arbeiterschuh. Von Dr. R. Epstein.
- Heft 11. Frauenleiden und deren Verhütung. Dr. J. Jabel.
- Heft 12. Vom medizinischen Aberglauben. Dr. E. Tiefing.
- Heft 13. Das Wasserheil-Verfahren in der Gesundheitspflege des Arbeiters. Von Dr. E. Winter.
- Heft 14. Verhütung und Heilung des Stotterns. Von Dr. L. Jordan.
- Heft 15. Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie. Von Dr. J. Maruse.
- Heft 16. Jähre und Zahnpflege. Von Gertrud Remold.
- Heft 17. Frau und Lebensfähigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. Christeller.
- Heft 18. Der Geschlechtstrieb. Von Eduard Bernheim.
- Heft 19. Die Krankenpflege im Hause. Von Joh. Hanter-Namdein.
- Heft 20. Die Proletarier-Krankheit. Von Dr. J. Jabel.

Jedes Heft kostet 20 Pf. in besserer Ausstattung 50 Pf.

Buchhandlung Vorwärts Lindenstr. 69 (Laden).

R. M. Maassen G. m. b. H.

Spezial-Offerte Stammhauses Am Oranienplatz

Maß-Abteilung

Unsere ist mit Modell-Neuheiten und neuesten Stoffen gut sortiert. Wir offerieren zwei ganz besonders preiswerte Kostüme:

Jackett-Kostüm aus prima Stoffen, marineblau oder gemust., Jackett auf Seide, M. 68⁰⁰ 95⁰⁰

Kleider Frühjahrs-Neuheiten Mäntel Kinder-Kleidung

Haben Sie Courrage? dann kaufen Sie. Das Räsblatt mit der Beilage: Der Wackes Offizielles Organ des Preußenbundes Preis 10 Pfg. Alle Zeitungsträgerinnen nehmen Bestellungen an.

Die Entscheidung des Papstes.



„Die Berliner Richtung leckt doch besser.“

Generalpardon.

Unausprechlich erhabenes Gefühl, ehrlicher Mitmenschen wieder und Steuerzahler sein zu dürfen!
Nicht die Augen niederschlagen brauchen vor dem ärmsten gequälten Lohnarbeiter, dem der Magistrat den ersten Lohn, den ersten nach wochenlanger Arbeitslosigkeit für Steuerrückstand vom Zahlbrett pfänden läßt.

Berzählt mir, meine braven Arbeiter, daß ich dem Steuerbureau unter dem furchtbaren Druck des § 23 des preussischen Einkommensteuergesetzes eure sauren Ueberstunden gewissenhaft verraten habe.
Ich weiß, eure Frauen arbeiten schwer, eure Kinder brauchen Schuhe und nahrhafte Speise.
Alles weiß ich, und erbarme mich euer, und nehme die Last und die Lust der Behrsteuer auf mich ganz allein.

Hier, Vater Staat:
ich elender Lump und Betrüger, der ich nicht wert bin, vor meinen Arbeitern mich sehen zu lassen, da ich ihnen den Lohn geschunden — frei und offen bekenne ich, daß ich meine Pflicht als Staatsbürger und Patriot gräßlich verlegt.
Drei Millionen hab' ich versteuert, Dreißig hab' ich!
Spuckt mich an; ich dulde als Christ, und nehme auf mich gesenkten Hauptes den ehrlich verdienten Generalpardon.
Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.

Bündler-Parade.

Der Zirkus Busch prangt in Flaggenschmuck. Der Bund der Landwirte, der vorgibt, sein Schlachtruf sei: Für den König! während wir durch ein akustisches Phänomen immer verstehen: Viel zu wenig! (natürlich für die verachtete eigene Tasche), — dieser Bund hatte es sich wieder einmal zur Aufgabe gesetzt, dem verachteten Großstadtpöbel vorzuführen, wie ein Herrengeschlecht aussieht, und acht Tage den Großstadtpöbel mit Schollenduft anzufüllen. Sie werden uns tagsüber in ihrer mannhaften, unangekündigten Weise vom Trottoir herunterdrängen, und abends werden wir an den Orten der Lust vor geschlossenen Türen kommen: wegen Ueberfüllung vorübergehend geschlossen! Die ganze Friedrichstraße wird aussehen, als gäben sich die Unkafarnierten des Landes mit den Unkafarnierten der Stadt ein Rendezvous, und läge nicht eine hindernde Berufseigentümlichkeit der in Frage kommenden Damen vor, so könnten die königstreuen Bündler in diesen Wochen dem Reichstag einmal zeigen, was für ein Unterschied ist zwischen der Bewilligung und der Erfüllung einer Gesetzesvorlage.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß das Auftreten des Herrn von Oldenburg mit derselben Reue erwartet wird, wie eine Premiere mit Koiffi. Man denke nur daran, daß Oldenburg die kaiserliche Kommandogewalt in diesem Jahr zu schütten haben wird, und man kann daraus den kraftvollen Blutstrom seiner Rede voraussehen. Der ganze Zirkus Busch wird mit der Blüte des Landes oder, um landwirtschaftlicher zu reden, mit dem Dung der deutschen Erde erfüllt sein und über alle wird der geistige Führer der wahrhaft königstreuen Unalphabeten emporkragen. Er wird Geschichten aus seinem Leben erzählen, daß sich der Gutgesinnte vor lachendem Stolz biegt; er wird Worte für die geistige Arbeit finden, daß jeder einzelne der Festteilnehmer in seinem Herzen den Schwur tut, ihr nun aber wirklich ein für allemal zu entsagen. Wenn er von der Demokratie redet, wird es so klingen, als spräche er von der Prostitution. Er wird auch genau dieselben Worte wählen: Feil, korrupt, auszurotten! Man wird seinen lebenswürdigen Ausführungen entnehmen können, daß der Bund der Landwirte mit Vergnügen den Kampf gegen die Staatsfeinde gegen ein entsprechendes Honorar aufzunehmen bereit sei und als Vorschuh nichts anderes verlange als eine kleine Zollerhöhung, die ja die Regierung wirklich gar nichts kostet.

In den Zuhörerreihen aber wird sich Schenkel an Schenkel ein Preußenbund freuen, gegen den der Kaiserliche Herr im Herrenhaus kindlich harmlos war. Alles, was es an bauerlicher Schlichtheit gibt, hat sich da zusammengefunden, um seine Einfalt, patriarchalische Gesinnung und altväterliche Schlichtheit möglichst hochprozentig anzulegen. Treuherzig werden sie ihren Führern zuzubeln, deren Reden vom ersten Wort bis zum Kaiserhoch eine kräftige Preissteigerung kennzeichnen. Diese einfachen

Landseelen, die sich vom Busen der Natur gerissen haben, um einmal das ungefähre Entsprechende in der Stadt kennen zu lernen, werden mit leuchtenden Augen dastehen, wenn ein Redner dem verdammten Reichstag einmal so recht die Meinung sagt, ohne zu bedenken, daß er dabei diejenigen seiner Parteifreunde mißbeschimpft, die das M. d. R. auf der Visitenkarte tragen. Es wird ein Dunst von Bieberfuss und Altbierweisse sich über Berlin lagern, aus dem, wie die Stimme Jehovas aus dem Gewitter, der Kommandotön des Januschauers hervorbröhlen wird: Keine Vaterlandsliebe ohne Schutzgoll!

Was die Herren nachts treiben, soll uns einerlei sein, da es ja schon längst durch die Frequenzziffer der Nachtlokale festgelegt ist. Aber was sie tags treiben, das zwingt uns stillzusehen. Das Rund des Zirkus Busch wird heute all das umschließen, was an patriotischer Karnevalsbegeisterung in den Herzen konservativer Männer lebt. Der ganze Schwindel selbstloser Königstreue, die den Schwankungen der Schwinepreise unterworfen ist, die ganze Verlogenheit ungenüßiger Vaterlandsiebe, die an die Zahl der Einfuhrschweine gebunden ist, die ganze Wasterade aus dem Jahre 1813, in deren abgebrauchten Maskenverleihkostümen noch einmal heute die Attade gegen die das deutsch-völkische Gemüt beinträchtigende Fleischseinfuhr geritten werden wird, dieser ganze Kischmasch von Portemonnaie und Gemüt, von Bankkonto und Gottesgnadentum, von Viehpreis und Väterglauben wird in begeisterter Rede aus den Mündern der berufenen Führer der unbesetzten Verführten hervordringen, lavaartig, gelb und misfarben, jeden anders Denkenden anschnürrn und sich endlich in das Theaterfeuer eines Treuschwurs zu Kaiser und Reich entladen. Wir werden eine ganze ruhmreiche Vergangenheit vorgeführt bekommen, um die Hüllsäße der Gegenwart bewiesen zu sehen und Thron und Altar werden mit Geschick in einen Auktionstisch umgewandelt werden, auf dem Herr von Oldenburg zum ersten und zweiten und dritten seine garantierte unfehlbaren Mittel anpreist, mit denen jeder Laie ohne Apparat und im Handumdrehen die edelsten vaterländischen Gefühle in Heller und Pfennig umsetzen kann. Zu den gutgesinnten Zeitungen werden rührende Geschichten zu lesen sein, wie warmherzige prominente Männer der grünen Woche nachts auf der kalten Straße ein stierendes Mädchen angesprochen hätten, wie ihnen das Herz fast gebrochen sei angesichts dieses Großstadtelends, und der gerührte Schmaß wird dann fortfahren: „Wir wollen die kleine Geschichte, die so recht von der unberührtesten Herzensgüte unserer bewährten Freunde zeugt, nicht in ihrem weiteren Verlauf ausmalen; es sei nur gesagt, daß sie, ähnlich dem herzerhebenden Vorbild höchster Herrschaften, mit einem Goldstück abschloß.“ Die Geschichte wird überschrieben sein: „Ein Lichtstrahl im dunkelsten Berlin“, und wenn wir sie lesen, werden wir all unsere Anschauungen bestätigt finden und kein weiteres Wort mehr verlieren brauchen über die splendiden Träger vollpfündiger Lichtstrahlen aus dem dunkelsten Spiritus-Zentralafrika.

Aus meinem Leben.

Von August Bebel.

Dritter Teil.

Kurz vor seinem Tode hatte Bebel brieflich seinen Freund Rantsky damit beauftragt, falls er plötzlich zur großen Arme abberufen werden sollte, den dritten Band seiner Memoiren herauszugeben, soweit dafür das Manuskript druckfertig vorläge. Genosse Rantsky hat die ihm übertragene Arbeit sofort in die Hand genommen, so daß bereits in den nächsten Tagen der dritte Teil der Bebel'schen Denkwürdigkeiten erscheinen wird, in dem Bebel die Zeit vom Beginn des Sozialistengesetzes bis zum Jahre 1882 schildert. Durch die Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung F. H. W. Diez in Stuttgart sind wir in der Lage, schon jetzt einen Auszug aus diesem neuen Band veröffentlicht zu können: die Schilderung der nächsten Maßnahmen der sozialdemokratischen Parteileitung nach Erlaß des Sozialistengesetzes:

Sobald der Reichstag am 17. September die erste Lesung beendet hatte und der Entwurf in die Kommissionsberatung ging, fuhr die Fraktion nach Hamburg, um dort mit dem Parteiauswahlschuss zu beraten, welche Maßnahmen nach Inkrafttreten des Gesetzes ergriffen werden sollten. Im Ausschuss herrschte keineswegs eine gehobene Stimmung. Seit Auer von Hamburg nach Berlin übergesiedelt war, um in die Redaktion der „Freien Presse“ einzutreten, war August Bebel die einzige Person von Bedeutung in dem fünf-gliedrigen Ausschuss. Bebel fühlte sich infolge dessen isoliert und ohne eigentliche Stütze in einem Kampfe, wie er jetzt zu erwarten war. Auch war Bebel, obgleich ein Mann von hoher Intelligenz, un-tadeliger Rechtschaffenheit und großer Sachkunde, der die Geschäfte mit Kaltblütigkeit und Ruhe erledigte, keine eigentliche Kampf-natur. Dem Feinde die Zähne zu zeigen und jedes Mittel anzu-wenden, das ihm eine Niederlage bringenden konnte, das lag nicht in seinem Wesen. Dazu kamen noch zwei Umstände, die uns da-mals nicht bekannt waren, aber sein Verhalten erklärlich machten. Bebel war herzkrank, wie sein baldiger Tod uns zeigte und ich ge-legentlich einer Hausführung bei ihm wahrnahm, der ich als un-freiwilliger Zeuge beluogte. Dann aber stellte sich auch zu unserer aller Überraschung nach seinem Tode heraus, daß seine materielle Lage nicht so war, wie man sie einschätzte. Er schien mäßig wohl-habend zu sein und ein Geschäft (Leihbibliothek) zu besitzen, das seinen Mann gut näherte. Das gewöhnliche Heim, das er sich mit Hilfe seiner Frau zu schaffen wußte, und die Gastfreundschaft, die er übte, unterstützten diese Auffassungen. Das war aber ein Ir-rtum. Hätte er zum Beispiel noch die Zeit der Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Hamburg-Altona erlebt, und wäre er dann als erster mit ausgewiesen worden, er wäre finanziell zusammengebrochen, und was dieses für den außerordentlich fein-führenden Mann bedeutete, kann man sich vorstellen. Bebel hätte also auch die Arbeitslast nicht leisten können, die ihm unter dem Gesetz, wenn auch nicht mehr als offiziellem Ausschussmitglied, er-wuchs. An Gehalt war ebenfalls nicht zu denken.

Das alles mochte sich Bebel sagen, und so erklärte er zu unserer unangenehmen Überraschung, daß er unter allen Umständen sein Amt niederlege und die Meinung habe, man solle die Partei auf-lösen, noch bevor das Gesetz in Kraft getreten sei, damit sie von der Polizei nicht aufgelöst werde. Mit Bebel's Rücktritt war aber Hamburg als künftige Zentralstelle unmöglich.

Es gab zwischen uns und Bebel eine lebhaftere Auseinandersetzung. Es wurden die verschiedensten Vorschläge gemacht, wie man ihm seine Tätigkeit erleichtern könne. Er blieb aber bei seinem Vorsatz. Darauf erklärte ich, es sei doch ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Partei keinen Zentralpunkt mehr habe, an den sich die Genossen in ihren Nöten um Rat und Hilfe wenden könnten. Nehme Hamburg ab, so schlage ich Leipzig vor, und sei ich bereit, die Stelle Bebel's als Kassierer von Witten, die zu schaffen angeht, der kommenden Opfer mir jetzt die wichtigste Tätigkeit zu sein schiene, zu über-nehmen. Dementsprechend wurde beschlossen. Darauf handigte mir Bebel die letzten 1000 Mark ein, die er noch in der Kasse hatte. Das war der Grundstock für meine künftige Tätigkeit als Finanzminister unter dem Sozialistengesetz.

Auch dem Drängen Bebel's, sofort die Partei für aufgelöst zu erklären, da er nicht mehr sein Amt verwaltend wolle, wußten wir nachzugeben; denn es wäre eine Lächerlichkeit gewesen, für eine halbjährige Frist von wenigen Wochen noch einen provisorischen Ausschuss einzusetzen, bis die polizeiliche Auflösung erfolgte. So wurde denn

beschlossen, mit einer Proklamation an die Partei heranzutreten und sie für aufgelöst zu erklären. Aber die Art, wie dieses geschah, erregte Unzufriedenheit. Statt daß der Ausschuss oder das Zentral-wahlschmittes, wie der Ausschuss genannt wurde, seitdem Kessendorf das Verbot der Parteiorganisation für Preußen durchgesetzt hatte, sich selbst in einer Proklamation an die Partei wendete, die Or-ganisation für aufgelöst erklärte, ihr Ratsschläge für ferneres Wirken machte und ihr Mut zusprach, erschien im „Vorwärts“ eine Ver-klammerung des Sekretärs Derossi, die an Trockenheit des Tones und Schwächlichkeit des Inhalts kaum übertroffen werden konnte. Erst auf unsere Einsprache, daß die Bekannmachung des Sekretärs nicht genüge und der Ausschuss mit der Namensunterschrift seiner Mitglieder die Parteiorganisation für aufgelöst erklären möge, er-schienen eine solche, datiert vom 18. Oktober, im „Vorwärts“ vom 21. Oktober. Aber diese Proklamation verbesserte die Stimmung nicht. Das Komitee erklärte, daß es seine Auflösung der Polizei-behörde angezeigt habe, es also von jetzt ab eine zentralistische Or-ganisation der Partei nicht mehr gebe, jedoch auch keine planmäßige Organisation mehr. Damit sei es vorüber. Auch für Selbstwendungen habe man keine Verwendung mehr. Man solle solche nicht mehr an Bebel adressieren. Man ging noch weiter und forderte, daß, wenn noch irgendwo eine Parteimitgliedschaft bestände, diese sich sofort auflösen sollte. Der Aufruf schloß: Einig in der Laute, auch zur Zeit der Verdrängnis, sei die Gewähr für eine bessere Zukunft.

In der Hamburger Zusammenkunft war man einmütig der Ansicht, die Schläge abzuwarten, die nach Verhängung des Gesetzes gegen die Partei geführt würden, und danach seine Maßnahmen zu treffen. Unter keinen Umständen dürfe das Feld freiwillig geräumt werden. Es sei vorauszusetzen, daß in erster Linie die Partei- und Gewerkschaftsorgane der Unterdrückung verfallen würden. Es be-standen zu jener Zeit 23 politische Organe, von denen 8 sächlich-wichtig, 8 dreimal, 4 zweimal und 8 einmal erschienen. Daneben bestand die „Neue Welt“ als Unterhaltungsblatt. Weiter erschienen 14 Gewerkschaftsblätter. Die Mehrheit dieser Blätter wurde in 16 Genossenschaftsdruckereien hergestellt.

Mit der Unterdrückung dieser Presseorgane, erwartete man, würden sofort eine Menge Personen, als Redakteure, Expediteure, Kolportiere, Verwaltungsbeamte, Schriftsetzer, Hilfspersonen aller Art, brotlos. Um für alle diese brotlos gewordenen Personen nach Möglichkeit Hilfe zu schaffen, mühte man versuchen, an Stelle der unterdrückten neuen Blätter zu gründen, die sich dem Gesetz an-gewöhnlich verhielten. Hatten doch bisher wie der Verdrängter der Kommission bei der Beratung des Gesetzes erklärt, daß Blätter, die ihre Haltung änderten, nicht unterdrückt werden sollten. Aber respektiert wurden diese Zusagen nicht. Neben der Neugründung von Blättern sollte man sich auf die Herstellung allgemein bildender Literatur werfen. Die Gründung von Blättern sei auch geboten, weil sie die bequemste und unterfänglichste Art bilde, die Verbindung unter den Parteigenossen aufrechtzuerhalten. Solange es nicht, in der einen oder anderen Form Hilfe zu schaffen, dann würde eine große Zahl der führenden Personen genötigt, ins Aus-land zu wandern, was ein großer Verlust für die Partei sei. Als Sozialisten stigmatisiert fänden sie angeht, der Stimmung in den Unternehmungskreisen keine Stellung, die überdies infolge der Krise Arbeitskräfte in Mengen zur Verfügung hätten.

Daß man sehr bald auch mit einer für die Parteiverhältnisse großen Zahlen Ausgewiesener und deren dadurch in Not geratenen Familien werde rechnen müssen, daran dachten wir zunächst nicht. Auf Grund der Erklärungen, die während der Beratungen über den kleinen Belagerungszustand aus kompetentem Munde abgegeben wurden, hielten wir zunächst die Verhängung desselben für un-wahrscheinlich. Wir täuschten uns. Noch ehe der Monat November zu Ende ging, wurde der kleine Belagerungszustand über Berlin ver-hängt. Ihm folgte im Jahre 1880 derjenige über Hamburg-Altona und Umgebung, dann über Harburg, Ende Juni 1881 über Stadt und Amtshauptmannschaft Leipzig usw. Wenn bei irgendeiner unter dem Sozialistengesetz getroffenen Maßregel, so erwies sich bei der Verhängung des kleinen Belagerungszustandes die „lokale“ Behandlung des Gesetzes als läge.

Sobald das Gesetz verkündet und in Kraft getreten war, fielen die Schläge heftigst. Binnen wenigen Tagen war die gesamte Parteipresse, mit Ausnahme des „Offenbacher Tagesblatts“ und der „Frankfurter Tagespost“ in Nürnberg unterdrückt. Das gleiche Schicksal teilte die Gewerkschaftspresse, mit Ausnahme des Organs des Buchdruckerverbandes, des „Korrespondenten“. Auch war der Verband der Tuchbrüder, abgesehen von den Hirsch-Dunderbergs Vereinen, die einzige Gewerkschaftsorganisation, die von der Auf-lösung verschont blieb. Alle übrigen fielen dem Gesetz zum Opfer.

Ebenso verfielen der Auflösung die zahlreichen lokalen sozialdemo-kratischen Arbeitervereine, nicht minder die Bildungs-, Gesang- und Turnvereine, an deren Spitze Sozialdemokraten standen, und die deshalb für sozialdemokratische Vereine erklärt wurden, in denen, wie die Phrase im Gesetz lautete, „sozialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung ge-richtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise“ zutage getreten seien. . . .

Die Versuche, an Stelle der unterdrückten Blätter neue zu gründen, die nach Lage der Dinge außerordentlich vorsichtig redigiert werden mußten, mißlangen in den ersten Jahren fast alle. So versuchte man in Berlin nach der Unterdrückung der „Freien Presse“ unter dem Titel der „Berliner Tagespost“ ein farbloses Blatt zu gründen, das als Fortsetzung der „Berliner Freien Presse“ an-gesehen und sofort verboten wurde. Seine Herausgeber wurden deshalb zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Mit dem „Vorwärts“ in Leipzig fielen eine Reihe hier erscheinender Provinzialblätter: „Volksblatt in Altona“, „Volksblatt für den 14. sächsischen Wahl-kreis“, „Muldentaler Volksfreund“, „Groißsch-Begauer Volksblatt“ und „Voigtländische freie Presse“ dem Gesetz zum Opfer. Ebenso fielen die „Mitteldeutsche Zeitung“, die „Freie Presse“ und die „Neue Leipziger Zeitung“. 1879 folgten der „Leipziger Beobachter“, das „Deutsche Wochenblatt“ und der „Wanderer“; als letztes Blatt wurde 1881 der „Reichsbürger“ unterdrückt, nachdem zuvor noch ein kleines Bißblatt „Das Lämplein“ den Weg des Sozialisten-gesetzes gegangen war. Nunmehr stellten wir in Leipzig auf Jahre hinaus jeden Versuch einer Blattgründung ein. Wir machten die Erfahrung, daß die Blätter stets dann verboten wurden, sobald der Abonnentenstand so weit gesunken war, daß er ihre Kosten deckte. Dadurch und durch verschiedene andere Wahrnehmungen mißtrauisch gemacht, erriethen wir, daß wir einen Polizeispion in der Person eines unserer Expedienten im Geschäft zu sitzen hatten, dem natür-lich sofort mit dem nötigen moralischen Fußtritt die Tür gewiesen wurde. Wir machten alsdann noch den Versuch mit einem bürger-lichen Verleger, unter dessen Firma gemeinsam ein Blatt heraus-zugeben. Dieses führte aber in Kürze zu Mißlichkeiten, und so traten wir von dem Versuch zurück. Und da die gleichen Maßnahmen wie in Berlin und Leipzig fast überall gegen uns getroffen wurden, hatten wir im Lauf von wenigen Monaten für Hunderte von Existenzen und deren Familien zu sorgen. Von allen Seiten kamen die Hilferufe an uns nach Leipzig, denen wir selbst mit Aufbietung aller Kräfte nur zum kleinsten Teile gerecht werden konnten.

Parteigenossen, die damals den Ereignissen fernstanden oder sich gar im Ausland in sicherer Gut befinden, haben später ge-glaubt, die „Untätigkeit“ der leitenden Personen scharf kritisieren zu müssen. Die guten Leute, aber schlechten Musikanten hatten keine Ahnung von dem wirklichen Zustand der Dinge, die wir öffentlich nicht mit der großen Glorie bekannmachen durften. Als Enthusiast mag für den einen und anderen dieser Kritiker dienen, daß er auf Grund des Protokolls über den Wadener Kon-gress urteilte. Aber dieses Protokoll ist irreführend. Es war freilich und mühte genau so wie später das Protokoll über den Kopen-hagener Kongress frisiert werden, wollten wir uns nicht selbst de-munzieren und beglücken. So wurden in diesen Protokollen zwar die Angriffe gegen die Parteileitung verflüchtigt, aber was diese zu ihrer Rechtfertigung zu sagen und überhaupt Wichtiges zu be-richten hatte, wurde möglichst verschwiegen oder nur abgetönt wieder-gegeben. Dies diente auch zur Irreführung der Verbände. . . .

Es galt zunächst im Hause Ordnung zu schaffen, ehe man sich auf auswärtige Unternehmungen einließ. So wiesfen wir — Lieb-snecht und ich — ein bald nach Verhängung des Sozialistengesetzes gemachtes Angebot, und die Mittel für ein im Ausland erscheinendes Blatt zur Verfügung zu stellen, vorläufig zurück. Ich bemerkte, um keine falschen Kombinationen aufkommen zu lassen, es war nicht Karl Höchberg, der uns dieses Angebot machte. Höchberg und Otto Freitag in Leipzig und eine kleine Zahl bemittelter Personen, die damals der Partei nahestanden oder zu ihr gehörten, lieferten die Mittel, damit wir der dringendsten Not abhelfen konnten. Denn die Sammlungen durch die Partei kamen erst allmählich in Fluß und wurden auch durch die von Ort zu Ort wandern den Aus-gewiesenen in Anspruch genommen. Und die Zahl der Hilfsbedürftigen war namentlich in den ersten Jahren groß und wuchs be-ständig.

Unter solchen Verhältnissen war der Partei das Hemd näher als der Rock. Vor allem galt es zunächst, wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen, die im ersten Sturm des Sozialisten-gesetzes in Deuote geratenen Massen wieder zu sammeln und ihnen

Die Nachbarn.

Von John Galsworthy.

In abgelegenen Gegenden wohnt die Natur, die auf den ersten Blick so schlicht und heiter scheint, dem Beschauer nach und nach ein sonderbares Unbehagen ein: das Gefühl, als ob ein dort hausen-der Geist auf den alten Heidewegen, den Felsen und Bäumen spuke, der die Nacht befehlt, alles Lebendige um sich her gespenstisch zu verzerrten.

Wenn das Mondlicht das Heidefeld zwischen den drei kleinen Städten Hartland, Torrington und Holsworth überflutet, fliebt sich ein heidnischer Geist durch die bleichen Wintersträucher. Er schleicht um die Stämme der einsamen, galgenähnlichen Bäume, er gukt heimlich aus dem Schilf des im Mondschein erglänzenden Moores. Dieser Geist hat die Augen eines Kriegers an der Grenze, der in jedem Mann einen Feind wittert. Und in der Tat ist jener hochgelegene Winkel des Landes bis zum heutigen Tage Grenz-gebiet geblieben, wo der herrliche, beschützende Eindringling aus dem Norden Seite an Seite mit dem unbeständigen, stolzen, leidens-schaftlichen Keliberer haust.

In zwei Häusern auf der Höhe des Brachlandes lebten zwei Familien nebeneinander. Jene langgestreckte weiße Wohnstatt schien nur ein Haus zu sein, bis das Auge hinter den Heckenrose, welche die rechte Hälfte des Gebäudes einfüllten, die kunstlose, vom Wetter arg mitgenommene Darstellung eines Kesselfeldes er-blickte, was den Ausschau heraufschender Getränke kundtat; wäh-rend in einem Fenster auf der linken Hälfte eine sonderbare Mischung von Schwären und Schufler erkennen ließ, daß dieser Laden der einzige des primitiven Weilers war.

Das Ehepaar auf der Ostseite hieß Sandford, das auf der Westseite Leman, und wenn man sie zum erstenmal sah, dachte man sich wohl: Was für vornehme Prachtgestalten!

Sie hatten alle vier über Durchschnittgröße und waren schlank wie Lamm. Der Gastwirt Sandford war ein starkgebauter Mann mit einem großen blonden Schnurbart, helläugig, ernst und unbeweglich — er sah aus, als entsiege er gerade einem alten Wikingerschiff. Leman war lang und dürr wie eine Latte, ein ausgesprochenes Kelle mit freundlichen, träumerischem, heiterem Gesicht. Die beiden Frauen waren so verschieden voneinander wie die Männer. Frau Sandford's garte, fast durchsichtige Wangen verjüngten sie leicht, ihre Augen waren grau, das Haar hellbraun.

Frau Leman's Haar war lohlschwarz und von mattem Glanz, ihre Augen sahen tiefbraun wie das Moor aus, und das Gesicht schien wie aus altem Eisenbein geschnitten.

Wer sie öfters sah, fand aber bald heraus, was diese Vor-nahme beinträchtigte. Sandford, dessen Gesicht keine Witterung zu bräunen vermochte, sah drein, als könnte ihn nichts in der Welt daran hindern, sich eine Sache anzueignen, wenn er es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte; seine Augen verrieten, daß sein höchstes Ideal das Eigentum und sein ganzes Streben nach Besitz gerichtet war. Wenn er, von seiner niedergebundenen Wackelhändlin gefolgt, nach seinen Feldern ging (denn er betrieb neben der Schänke auch noch Landwirtschaft), so schien sein Schritt die Wege zu erschüttern, und solch ein überwältigendes Selbstbewußtsein, solch eine Unabbarkeit ging von ihm aus, daß selbst die Vögel Hülle wurden. Er sprach nur selten. Er war nicht beliebt. Man fürch-tete ihn eher, doch keiner wußte warum.

Wenn seine Frau auch frisch und rosig, manchmal geradezu mädchenhaft ausah, hatte er ihr trotzdem langsam, aber sicher das Siegel seiner Herrschaft aufgedrückt. Man hörte sie nur selten reden. Hier und da jedoch durchbrach ihre Geschwätzigkeit die gewöhn-liche Zurückhaltung, so wie Wasser einen beschädigten Damm. Bei solchen Ausdrücken sprach sie gewöhnlich von ihren Nachbarn, den Leman, und beklagte die Zustände in deren Eheleben. „Eine Frau“, sagte sie dann, „muß manchmal dem Mann nachgeben; ich hab gar oft Sandford nachgeben müssen, jawohl!“ Ihre Lippen waren vom öftmaligen Zusammenpressen so dünn wie der Rand einer Teetasse geworden; aus den kalten Jügen ihres langen Ge-sichtes schien jeder Ausdruck einer selbständigen Regung entflohen zu sein. Sie war nicht gebrochen, sondern nur niedergebengt, und das hatte sie so hart und abweisend gegen andere gemacht. Das Bewußtsein, daß sie selbst zu Boden gedrückt worden war, schien in ihr jenes giftige Gefühl gegen Frau Leman wachzurufen — „eine hoffärtige Person“, wie sie mit ihrer feinen Stimme zu sagen pflegte, „eine Person, die sich noch nie einem Mann gefügt hat — das sagt sie ja selbst.“ 's ist nicht das Trinken, das den Leman so nützlich macht; 's kommt nur davon, weil sie ihm nicht nachgeben will. Natürlich bedienen wir jeden gern, der zu uns kommt; aber 's ist gar nicht das Trinken, das den Leman so verrückt macht — 's ist es.“

Leman, dessen hagere Gestalt man gar oft in der Heinen mit Steinfliesen gepflasterten Wirtshaus auf der Holzbank sitzen sah, bekam in der Tat nach und nach das verschwommene Gesicht und

den Geruch eines Menschen, der zwar nie ganz betrunken, aber nur in den seltensten Fällen nüchtern ist. Er sprach langsam, das Reden schien ihm immer schwer zu fallen, er arbeitete nicht mehr; sein früher heiteres, liebendwürdiges Gesicht trug jetzt eine trübe Armeündermiene zur Schau. Das ganze Dorf wußte von seinen heftigen Gemütsausbrüchen und plötzlichen verzweifelten Weinkämpfen, und daß Sandford ihm schon zweimal ein Rasier-messer hatte entreißen müssen. In ihrer Klatschsucht nahmen die Leute ein gespanntes Interesse an seinem raschen Verfall; sprachen davon mit Besorgnis und doch wieder mit einem gewissen Wohl-behagen und waren einstimmig der Ansicht, daß „es gewiß noch ein böses Ende nimmt; das Trinken richtet George Leman zu-grunde, das ist so sicher wie's Amen im Geber!“

Doch konnte man sich Sandford, diesem helläugigen, aschblonden Teufeln, nicht leicht nähern, und keiner ließ sich gern mit ihm in Diskussion ein; seine unbedingte Zurückhaltung wirkte gar zu einschüchternd. Auch Frau Leman beklagte sich niemals. Wenn man diese schwarzhaarige Frau mit dem unbeweglichen und doch so bezaubernden Antlitz erblickte, wie sie mit dem Säugling im Arm aus der Tür trat, um etwas Luft zu schöpfen, und im Sonnenlicht hand, so glaubte man wahrhaftig, eine alte Britan-nierin vor sich zu haben. In sieghaften Massen sollen die Männer den Frauen überlegen sein, in unterdrückten dagegen die Frauen den Männern. Sie war zweifelsohne Leman überlegen. Diese Frau konnte man wohl mißhandeln, niederbeugen, aber sie war nicht zu brechen. Ihr Stolz war zu ursprünglich, zu sehr ein Teil ihres eigenen Wesens. Niemand hatte je gesehen, daß sie und Sandford ein Wort gewechselt hätten. Fast schien es, als ob der alte Rassenhaß des Grenzlandes mit seinem nicht endenwollenden Konflikt in diesen beiden verkörpert wäre. Denn unter dem langen Strohhalm lebten sie nebeneinander; jener Mann, der große ur-wässrige Erbeiter, und jene Frau der heimlichen Klasse, mit den schwarzen Haaren und den geschmeidigen Bewegungen. Stets wichen sie einander aus, nie fiel ein Wort zwischen ihnen, und in dem Maße, wie sie ihren eigenen Gefährten überlegen waren, wären sie vielleicht einander würdig gewesen.

In dieser einsamen Gemeinde, wo die Häuser weit auseinander lagen, eiften dennoch die Neugierigen auf den vom Mai duftenden Wegen und über die ginsterbefleckte Heide mit erschauerlicher Schnelligkeit dahin, vielleicht auf den Flügeln des Westwinds, vielleicht vom Geist der Gegend auf seinen Wanderungen den Leuten zugeflüstert, oder von kleinen Jungen, die auf großen Äder-gäulen saßen, weiterbefördert.

das Rückgrat zu reißen. Es ist ebenfalls eine falsche Darstellung, als seien damals die Führer die Kopflosen gewesen und als hätten die Massen die Partei retten müssen. Massen und Führer sind aufeinander angewiesen, die einen können ohne die anderen nicht wirken. Wohl gab es unter den Führern — das Wort in weitestem Sinne genommen — mehr Marodeure und Hasenfüße als uns lieb war, doch die materielle Notlage der meisten entschuldigt vieles. Aber auch in den Massen, namentlich in den mittleren und kleinen Orten, herrschte vielfach Niedergeschlagenheit und Latiosität. Es bedurfte zahlreicher geheimer Zusammenkünfte und Versammlungen und energischer Agitation, um die mühsam Gewordenen aufzurichten und zu erneuter Tätigkeit anzuspornen. Und das gelang. Von dieser mühsamen, absolut notwendigen Tätigkeit konnte und durfte man aber außerhalb der Kreise der Beteiligten nichts sehen und hören lassen bei Strafe der Selbstdemütigung.

Pussy Uhl im Film.

Ein Gespräch.

„Sie kennen sie doch?“
„Entschuldigen Sie, aber ich wähle im Augenblick wirklich nicht.“
„Denken Sie an Ihre Familie! Machen Sie sich nicht gesellschaftlich unmöglich! Man braucht von Kunst nicht eine Seite gelesen zu haben und kann doch jedes gesellschaftliche Gespräch mit Ehren bestehen. Aber Pussy! Die populäre Pussy, die es zur Namensgräfin brachte.“
„Ach so! Ja, die kenne ich natürlich.“
„Sehen Sie wohl! Der bessere Teil Ihrer Seele ist wieder erwacht. Ich wußte von vornherein, daß es sich nur um eine augenblickliche Verwirrung handeln konnte.“
„Was wollen Sie aber jetzt mit Pussy? Man hat doch schon längst etwas Neues.“
„Haben Sie kürzlich die Meldung gelesen, daß sie ihre Erlebnisse mit echten und minder echten Kavalieren verfilmen will?“
„Es soll ein journalistischer Scherz gewesen sein.“
„Pst! Teufel!“
„Manu, was gefällt Ihnen nicht?“
„Daß die Kinokapitalisten so feige gewesen sind. Pussy Uhl hätte vortrefflich zum ganzen System gepaßt.“
„Sie sind ein Gemütsmenschl! Ich danke meinem Schöpfer, daß wir um die widerwärtige Sache herumgekommen sind.“
„Ihre Gründe?“
„Wein Gott, Sie sehen einem die Pistole so schlankweg auf die Brust. Halten Sie denn selbst nicht eine moralische Vergiftung für wahrscheinlich, wenn dieser ganze Schmutz noch sinnfölig dargestellt würde?“
„Wenn er wahrheitsliebend dargestellt würde, nicht.“
„Lassen wir doch in diesem Zusammenhang so edle Worte wie Wahrheit aus dem Spiel. Je wahrheitsliebender Pussy Uhl dargestellt wird, um so ärger wird vermutlich der Geruch werden. Das ist nun meine Meinung.“
„Ich schließe mich an. Eine Verführung geht aber immer nur von der Unfähigkeit aus, die ihren peinlichen Geruch unter einer Wolke von Patzschul verbirgt. Wer uns die Generation nicht schuldig bliebe, aus der Pussy Uhl hervorgegangen ist, wer uns auch die Pussy Uhl nicht schenkte, die ihr armseliges Hundeleben nur vermöge anormaler Dosen von Alkohol und Morphium zu ertragen vermochte — der böte uns zwar viel Gutes, würde uns aber zugleich einen gesunden Schauer über die Haut jagen. Pussy Uhl wäre für einen ernsthaften Moralisten ein sehr ergiebige Demonstrationsobjekt. Und dann vergessen Sie bitte nicht die literarische Gefundung, die von einem solchen Film ausgehen könnte.“
„Was sagen Sie da?“
„Die literarische Gefundung. Wollen Sie es vielleicht schriftlich haben?“
„Ich danke verbindlich. Derartige Ansichten genügen mir völlig in einer sprachlichen Form.“
„Darf ich mich Ihnen erklären?“
„Etwas gereizt.“
„Ist es Ihnen bekannt, daß beispielsweise Hauptmann und Sudermann, ohne durch wirtschaftliche Not gezwungen zu sein, ihre poetischen Schöpfungen dem Kino ausgeliefert haben?“
„Weiß ich.“

„Ist es Ihnen weiter bekannt, daß eine poetische Schöpfung notwendig zerstört werden muß, bevor sie als Film erscheinen kann?“
„Auch das hat man mir verraten.“
„Geben Sie also zu, daß Hauptmann und Sudermann vom Kinokapital lediglich ihren Namen bezahlte erhielten?“
„Das gebe ich zu.“
„Wenn die Herren nun aber sehen, daß Pussy Uhl's Name genau den gleichen Kurzwert hat — sollten sie dann nicht die Spähre mit Händen greifen können, in die sie hineingeraten sind?“
„Man sollte es wenigstens meinen. Aber widerwärtig wäre mir die ganze Sache.“
„Das weiß ich. Verstehen Sie mich: Das weiß ich. Ich habe als Kind jedesmal vor dem Nihilus Prögel und nachher einen Groschen bekommen. Ich bin, wie Sie sehen, vollkommen zutreffend unterrichtet. Ich will jetzt aber von Pussy Uhl nichts mehr hören. Mir persönlich ist Pussy Uhl als Dichterin widerwärtig. Haben Sie mich nun endlich verstanden? Widerwärtig. Wollen Sie es vielleicht schriftlich haben? Wenn Sie jetzt sofort zu mehr gefeierten Dingen übergehen, denunziere ich Sie Ihrer Frau wegen strafbaren Umgangs mit verdächtigen literarischen Kolonnen.“
„Um Gottes willen!“ (Er klappt sofort an, über Fichtes deutsche Rationalerziehung zu sprechen.)

Prostitution in München.

Das „Münchener System“ zeichnet sich vor anderen (diskutablen) Systemen der Prostitutionspflege dadurch aus, daß es kein System ist. Eine gewisse Methode läßt sich zwar nicht verkennen; man unterfragt die Prostitution und somit hört sie eben auf zu existieren. Offiziell hört sie natürlich auch auf — und damit ist für ein verehrliches Polizeipräsidium die Sache abgetan. „Défendre“ und „abolir“ sind ihm gleichbedeutende Begriffe.
Ich konstatiere: Es gibt in der Dreiviertel-Millionenstadt wenige Hundert inoffizielle Prostituierte. Und auch die sollen nicht verschwinden. Ich tagiere, sie bekommen nur noch den Gnadenpach — wegen „guter Führung“.
Ich konstatiere weiter: München ist Kunst-, Universitäts-, Residenz- und Garnisonstadt. Dennoch bietet es ein Ueberangebot jugendlicher Männlichkeit. Wie in Priesterseminaren will man diese gesunden jungen Menschen zu Homosexuellen oder staatlich konsekrirten Onanisten heranzüchten. Denn — bei allem hat man den Versuch doch noch nicht zu machen gewagt: Das Vorhandensein des Geschlechtstriebes bei geschlechtsreifen Personen wozuzugewinnen.
Zwei markante Tatsachen: Die strenge Handhabung des Kuppelgesetzes und die übermäßige Zunahme der unehelichen Geburten stehen im engsten Zusammenhang mit der Unterdrückung zünftiger Dirnen. (Diese „Abschaffung“-Versuche sind das größte Armutszeugnis, das eine Polizeibehörde sich ausstellen kann. Sie beweist damit ihre absolute Nachlosigkeit solchen Dingen gegenüber. Man denke an das unsinnige Verhältnis zwischen eingetragenen und tatsächlichen Bestand an Prostituierten in Berlin. Man gibt eben zu: wirkliche „Kontrolle“ ist ein Ding der Unmöglichkeit.)
Der hohen Polizeibehörde ist zuzugestehen, daß sie zum mindesten konsequent in ihren Maßnahmen ist. Dafür zeugen nicht allein die zahllosen Gerichtsverhandlungen gegen Fälle von Kuppelei; sondern zur Hauptsache die maßlose Zunahme der Geschlechtskrankheiten. Ein kleines Uebel soll ausgerottet werden; die Folgeerscheinungen sind unendlich viele größere Uebel.
Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob Onanie, Homosexualität oder irgendwelche andere Ausübung des Geschlechtstriebes proprement die „unmoralisch“ sind oder nicht. Aber — und ich will die Worte nun im bürgerlichen Sinne gebrauchen — man will die „Moral“ fördern und hebt die „Immoral“. So dient eine wohlwollende Polizeibehörde einer Sache, der sie nicht im entferntesten dienen will: der Freiheit der Geschlechtsbetätigung. Und sie macht wider und wilder Prostitution freien Weg.
Es gibt im Deutschen Reich wohl kaum eine zweite Stadt, in der die Hingabe der Frauen und Mädchen in allen Ständen (relativ) so verbreitet ist, wie gerade in München. Man hat eben keine Konkurrenz durch gebilligte Dirnen zu befürchten. Und man

wird chronisch gereizt durch den Ueberfluß an geschlechtlicher Kraft, den die Umstände bedingen.
Ein verehrliches Polizeipräsidium hat diese anarchischen Folgen seiner Handlungsweise nicht zu bedenken gerührt.
Reybold.

Vom Jahrmarkt des Lebens. In Gesechtsstellung.

Der heilige Kampf der Konservativen um die Freiheit der Arbeiter rückt in eine neue Phase. Die dem Konfession Wetzlar-Hehdebrand-Kardorff-Oldenburg treu verbündeten arbeitswilligen Hilfsstruppen schwärmen aus und gehen in Gesechtsstellung vor. In den Reihen steht noch Schneid und man begreift die warme Zuneigung der Kardorffer, wenn man das Korps Kaczmarek-Ruppert-Keiling-Meinel aufmarschieren sieht. Das sind doch Leute, des Schweißes der Eblen wert. Der eine — Kaczmarek — erhält wegen fahrlässiger Tötung Freiquartier hinter schwebischen Gardinen, der andere — Ruppert — kann mit Recht sagen: wir Arbeitswilligen können einen Loischlagen. Keiling ist wegen Rordes, nachdem er nur 17 mal wegen Betrug, Diebstahl und anderer Kleinigkeiten vorbestraft ist, in Böhmen in Untersuchungshaft und der vierte hat die Herzgenbildung, die Herr von Kardorff sonst an den Arbeitern vermißt. Als seine Liebste — von der Meinel sich rühmte, daß sie ihm gekochenes Geld geschenkt habe — ihn aus dem Gefängnis schreibt, sie wolle sich nach ihrer Entlassung vom horizontalen Gewerbe abwenden, antwortete er ihr in einer Gesechtsstellung: Gib's nich, et wird weiter streichen se jangen!

Ich bin ein Preuße!

Noch einer hat dieser Tage seiner Sympathie für den Heidem Oberst Reuter und seiner Antipathie gegen den Reichstag in recht kräftigen Worten Ausdruck gegeben. Herr v. Bräsewitz-Cambly ließ auf einem Winterfest des Bundes der Landwirte in Gölzow (Pommern) folgende Schimpfkanonade los:
„Dann Bayern. Ja, da muß man sich den protestierenden Reichstag vorstellen, der mehr einem Komödienthauss gleich: 1. den zum Himmel schreienden Zentrumsmann, 2. den heulenden Professor der Rationalliberalen, 3. den (die tosende feministische Volksseele darstellend) Semidemokraten (Fortschrittsmann), 4. den wüst schimpfenden und tobenden Sozialdemokraten. Was kann man von ihnen jetzt sagen? Blamiert bis auf die Knochen und jeder blamiert sich so gut wie er kann. Ein Oberst v. Reuter ist für unser deutsches Volk mehr wert, als die ganze heulende, demonstrierende Gesellschaft!“
Ein Klaffgenosse des edlen Freiherren Octavio v. Jedlitz, der am Freitag im Abgeordnetenhaus stolz von sich sagte, daß er unter bildenden Hammeln großgezogen worden sei.

Wes Brot ich esse . . .

Wenn wieder einmal der Preußendund zu einer Sitzung sich vereint, kann sein Vorsitzender, Herr Syndikus Dr. Rode aus Hannover, ein Liedlein singen vom schmächtigsten Terrorismus. Ob er es freilich tun wird, steht auf einem anderen Blatt. Ist es doch kein Terrorismus, von Arbeitern ausgeübt gegen die armen Arbeitswilligen, sondern Terror, der von Unternehmern gegen Herrn Dr. Rode selbst betätigt wurde. Wes Brot ich esse, des Lieb ich singel verlangen seine Arbeitgeber, die ehrbaren Freisinnigen und nationalliberalen Mitglieder der hannoverschen Handelskammer. Für ihr leuceres Geld wollen sie nicht nur die Arbeitskraft ihres Syndikus voll ausnützen, sondern auch seine politische Gefinnung kaufen. Und darum haben sie ihn geruffelt, daß er es wagte, neben seiner Berufstätigkeit auch noch eine

Aus dem Englischen
von L. Leonhardt

Mißbrauch der Redefreiheit.

(Gespräch eines liberalen und eines konservativen Patrioten.)

A. Das viele Reden ist wirklich nicht erfreulich.
B. Ja, da haben Sie recht. Bei jeder Gelegenheit . . .
A. Man sollte geschäftig dagegen einschreiten.
B. Ganz meine Meinung. Es müßte direkt in der Verfassung ein Paragraph enthalten sein, der diesen Reden gewisse Schranken setzt.
A. Auch ich sehe hierin das einzige Mittel, um der Mauldiarrhoe, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Wind aus den Segeln zu nehmen.
B. Mauldiarrhoe ist doch wohl ein etwas harter Ausdruck?
A. Finden Sie? Ich bin der Meinung, solchen Leuten gegenüber darf man einen derartigen Ausdruck wohl anwenden. Ja, man muß ihn anwenden.
B. Solchen Leuten gegenüber? Aber wie reden Sie denn? Sprechen Sie so von unser . . .
A. Von unseren Sozialdemokraten im Landtage, ja natürlich.
B. Von unseren Sozialdemokraten?
A. Na ja, von wem denn sonst? Was dachten Sie denn, von wem ich spräche?
B. O nichts. Ich dachte nur, ich meinte, Sie meinten, ich dachte . . . Aber ich denke ja gar nicht daran!
R. F.

Am Pfingstmontag wurde es bekannt, daß Leman den ganzen Sonntag getrunken hatte; denn Sonntagabend hatte man ihn schreien gehört, daß ihn seine Frau ausgeplündert hätte und daß ihre Kinder nicht die feinen wären. Den ganzen folgenden Tag sah man ihn am Schankisch sitzen und unaufhörlich trinken. Und doch bediente Dienstag morgen Frau Leman im Laden wie gewöhnlich, still und schweigsam — eine wahrhaft edle Erscheinung mit ihrem matt glänzenden schwarzen Haar — und wie sonst blickte sie die Kunden freundlich an. Mit neuerlich hervorbrechender Schwachheit beschwerte sich Frau Sandford bitter über die Art und Weise, wie sich ihre Nachbarn in der vorigen Nacht aufgefühlet hätten. Aber ohne eine Miene zu verziehen, mit fahlem Gesicht und unergründlich wie immer, arbeitete Sandford auf dem steinigsten seiner Aeder.

Der heiße herrliche Tag ging seinem Ende entgegen; eine Nacht von wundervoller Schönheit senkte sich herab. Auf dem kleinen Gemeindegarten lagen im goldenen Mondlicht die Schatten der Lindenblätter übereinander, dunkler als schwarzer Samt. Es war sehr warm. Ein Aukud tief fast bis Mitternacht. Zahllose kleine Nachtfalter platterten umher; und die mondbelängten Butterfliegen auf den beiden weiten Matten, die sich vom Weiler zum Fluß hinabsenkten, schienen sich wie ein zaubrischer Schleier über die Wiesen zu breiten. Dort, wo jenes wunderbare Mondlicht über der Heide lag, war alles in einen bleichen Zauberdunst getaucht; nur die drei Höhren hatten seinem blauen, lodenden Schein widerstanden und brüteten über der Landschaft wie die Geister dreier hoher Walgen. Die langgestreckte weiße Wohnstatt der Nachbarn, von dem zitternden Klang überflutet, schien einen eigenen Schimmer auszusstrahlen. Denfels des Flusses jagte eine Nachtschwalbe, deren schriller, höfweiser Ruf die Schleier der stillen, düstelschwangeren Nacht zerriss. Es wahrte lange, ehe sich der Schummer auf die Heide herabsenkte.

Etwas nach zwölf Uhr hörte man zwei Schüsse hintereinander. Bis fünf Uhr am folgenden Morgen war die Nachricht schon weit verbreitet, und bereits vor sieben hatte sich eine Menge Leute angesammelt, um nachzugehen, wie zwei berittene Polizisten Leman auf dem Romy Sandfords nach dem Gefängnis von Widesford abführten. Die Leichen von Sandford und Frau Leman lagen — so hieß es — in dem verschlossenen Schlafzimmer von Lemans Haus. Frau Sandford, die ganz zusammengebrochen war, befand sich bei Nachbarn, wo man für sie sorgte. Die Leman-Kinder hatten im Pfarrhaus Aufnahme gefunden. Von allen Bewohnern

jener beiden Häuschen war Sandfords Wadtelhündin allein zurückgeblieben, die in den Strahlen der Morgensonne unter dem östlichen Eingang saß und ihre Nase fortwährend in den Spalt unter der Tür steckte.

Man wußte nur unbestimmt, daß Leman die beiden umgebracht hatte; über das Wann, Wie und Warum konnte man sich nur in Vermutungen ergehen. Erst vor dem Geschworenengericht wurde die Geschichte jener Nacht aufgeheißt, als Lemans Aussage, die auf einem schmutzigen Stück Papier geschrieben stand, bekannt wurde:

„Ich, George Leman, lege das folgende Beständnis ab — so wahr mir Gott helfe! Als ich an jenem Abend zu Bett gehen wollte, war ich schon stark angetrunken. In dem Zustand war ich schon zwei Tage lang gewesen, und Sandford hat's gewußt. Meine Frau war schon im Bett. Ich ging auf sie zu und hab gesagt: „Steh auf!“ hab ich gesagt. „Jetzt sollst Du tun, was ich will!“ „Ich tu's aber doch nicht!“ hat sie gesagt. Da hab ich ihr die Bettdecken weggerissen. Wie ich sie so ganz weiß gesehen hab mit dem schwarzen Haar, hat es mich ganz verrückt gemacht, ich bin hinuntergerannt und hab das Gewehr geladen. Wie ich wieder heraufgekommen bin, hat sie sich gegen die Tür gestemmt. Ich hab daran gerüttelt und sie hat zugehalten. Sie hat niemanden gerufen oder auch nur einen Laut von sich gegeben — sondern immer nur zugehalten; sie hat sich ja nie gefürchtet. Aber ich war der Stärkere und endlich hab ich die Tür aufgestoßen. Sie hat sich vor dem Bett ausgeflangt und mich, wie immer, noch mehr gereizt, wie sie so dagestanden ist mit zusammengekniffenen Lippen, und ich hab das Gewehr genommen, um sie niederzufallen. In diesem Augenblick ist Sandford die Treppe heraufgestürzt und hat mir mit dem Stock das Gewehr aus der Hand geschlagen. Mit der Faust hat er mir einen Stoß vor die Brust versetzt, daß ich gegen die Wand geflogen bin und hab mich nicht rühren können. Und er hat gesagt: „Gib Ruh, Du Hund!“ hat er gesagt. Dann hat er sie angeblickt. „Und Du,“ hat er gesagt, „Du bist nur selbst dran schuld! Du willst nicht gehorchen, was? Wart, ich werd Dir zeigen, was gehorchen heißt!“ Und er hat den Stock erhoben. Aber er hat nicht zugeschlagen, er hat sie grad nur angesehen, wie sie so im Nachthemd, das an der Schulter zerrissen war, dagestanden ist und ihr das schwarze Haar heruntergehängt hat. Sie hat kein einziges Wort gesagt, sondern ihn nur angelächelt. Dann hat er sie bei den Armen gepackt, und so sind sie dagestanden. Ich hab ihre Augen gesehen; sie waren ganz schwarz

seinen Vorgesetzten entgegengekehrte politische Meinung zu haben. Mit Herrn Rode können sie es machen. Die politischen Qualitäten eines Vorsitzenden des Preußenbundes bieten Gewähr, daß er sich entgegen der Heugt unter die Handelskammerobrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

Aus Groß-Berlin. Die Bahnhofsmission.

Der jüngste Vorstoß der agrarischen Säuptlinge unter des edlen Januschauers draußgängerischer Oberleitung, die Dienstboten wieder an das platte Land zu fesseln und Gesetze durchzubringen, die einem Wiederaufleben der Leibeigenschaft verteuft ähnlich sehen, lenkt die Aufmerksamkeit auch auf das seit Jahren bestehende Institut der sogenannten Bahnhofsmission. Auf den ersten Blick macht es sich außerordentlich nett, daß verschiedene Vereinigungen sich die gleichartige Aufgabe gestellt haben, junge Mädchen und Männer, die zum Zwecke der Existenzverbesserung ohne Schutz und Erfahrung vom Lande oder von der Kleinstadt nach der Großstadt kommen, schon auf den Bahnhöfen in Empfang zu nehmen, sie in besonderen Heimen, natürlich gegen Bezahlung, unterzubringen und vor den Gefahren des Großstadtlebens zu bewahren. Hinter den Kulissen sieht das, was nach außen hin als reinste Liebestätigkeit gelten soll, doch etwas sehr anders aus. Ganz Europa ist mit einem Netz von Bahnhofsmissionsstationen überzogen. In allen deutschen Großstädten mit riesigem Reiseverkehr sind ständige Bahnhofsmissionen eingerichtet. Schulpfänder mit auffällenden Schleifen, deren Farben auf den Charakter der Vereinigung hinweisen, nehmen sich der alleinreisenden schulpfänderigen jugendlichen Personen an. In den Eisenbahnwagen und auf den Bahnhöfen sind über hunderttausend, mit dem weißgelben oder dem roten Maltezerkreuz versehene Plakate angebracht, die eindringlich auf die Gefahren aufmerksam machen und angeben, wohin man sich um Rat und Hilfe zu wenden hat.

In mittleren deutschen Städten sind Schulpfänder nur an besonderen Monatstagen, wenn erfahrungsgemäß eine erhebliche Abwanderung nach der Großstadt vor sich geht, tätig. Viele andere Orte von einiger Bedeutung haben Vertrauensleute, die angeklindigte alleinreisende Jugendliche und Frauen in Empfang nehmen und vorläufig geschützt unterbringen. Verschiedene deutsche Großstädte, beispielsweise München, paradiere sogar mit bezahlten Schulpfänderinnen, die in der Regel von morgens 7 Uhr bis abends 9 Uhr auf dem Bahnhof sind und unentgeltlich alles mögliche tun, was die Schulpfänderigen von ihnen verlangen. Viele Schulpfänder sprechen französisch und englisch, können daher auch zureisenden Ausländern, die mit den deutschen Verhältnissen noch so gut wie gar nicht vertraut sind, als Dolmetscherinnen hilfreich dienen.

Das alles ist, wie gesagt, ganz hübsch und mag auch an sich recht notwendig sein, aber für genauere Kenner dieser Missionshilfe kommt der Verdesuch schon dadurch heraus, daß die verschiedenen Organisationen von der Kirche begründet und auf religiöser Grundlage aufgebaut sind. Man unterscheidet also evangelische, katholische und israellische Bahnhofsmissionen. So arbeitet die unter der Leitung eines Berliner Pastors stehende Gesellschaft zur Fürsorge für die zuziehende männliche Jugend in engster Gemeinschaft mit den evangelischen Jünglingsvereinen und den christlichen Vereinen junger Männer. Das Berliner Polizeipräsidium übermittelte sogar dieser Gesellschaft und anderen mit gleichen Bestrebungen allwöchentlich Listen der zuziehenden Jugendlichen, die dann aufgesucht und zum Besuche der evangelischen Jünglingsvereine eingeladen werden. Der Marianische Schulpfänder in Berlin nimmt sich nur der zuziehenden katholischen Mädchen an, entsendet aber keine Vereinsdamen nach den Bahnhöfen auch nur zu den Quartalszeiten. Ebenfalls auf evangelisch-christlicher Grundlage aufgebaut ist die mit 60 bis 80 Helferinnen arbeitende Berliner Bahnhofsmission des unter dem Protektorat der Kaiserin stehenden Vereins Wohlfahrt der weiblichen Jugend mit seinen „Marienheimen“, „Klubs für junge Mädchen“, „Klubs für Arbeiterinnen“, „Vereinsarbeitschulen“ und dergleichen.

Schon aus dieser Blütenlese erhellt klar der eigentliche Zweck, die jugendlichen Leute unter dem Deckmantel der christlichen Nächstenliebe in das Fahrwasser der Kirche und der Besinnung zu locken, worin sich evangelische und katholische Einflüsse völlig gleichen.

Aus der Welt, die sich nicht langweilt.

Nur das Vergnügen ist in den Reiben der sogenannten Gesellschaft das Wohl schiefelweise da. Der „Confectionair“ weiß zu erzählen, daß der Baby-Ball im Admiralspalast vor acht Tagen von circa 3000 Personen besucht war, die rund 20 000 M. Entree zahlten und für 26 000 M. verzehrten. Das Tango-Tanzturnier brachte bei 4000 Besuchern 30 000 Entree-Einnahmen und 35 000 M. für Speisen und Getränke. Vom Presseball, auf dem bekanntlich die Presse am wenigsten vertreten ist, blieben 45 000 M. für die Unterstufungskasse, vom Bühnenball im Deutschen Opernhaus 13 500 M. für die Pensionatskasse übrig.

Und da will man noch Spenden für das Heer der Berliner Arbeiterlosen, für das Volkswesen im Spreedabel verlangen? Einfach lächerlich! Selber essen macht feil!

Der Toilettenpächter verhaftet.

Der Inhaber des „Zentralbüreaus für Verpackung“, über dessen schwindelhafte Geschäftsmanipulationen wir in den letzten Wochen wiederholt berichteten, ist, wie eine aus polizeilicher Quelle schöpfende Korrespondenz meldet, auf Erfuchen der Staatsanwaltschaft gestern von der Kriminalpolizei festgenommen worden. In dem Bericht in unserer Sonntagsnummer, in dem Mitteilung gemacht wird von Klagen der Toilettenpächterinnen gegen die Firma Arthur Gröbner u. Co. war bereits angedeutet, daß bei der besagten Firma ein Gröbner nicht existiere. Daß der alleinige Inhaber ein Herr Arthur Klein sei, hatte im ersten Termin ein für die Firma erscheinender Vertreter angegeben.

Die Korrespondenz berichtet über den nunmehr Verhafteten, daß er ein 34 Jahre alter „Valletmeister“ Otto Keil sei, der früher schon die Strafbehörden beschäftigt. Während K. am Luisenwer 21 wohnte, betrieb er in dem Hause Friedrichstraße 213 unter der Firma Gröbner u. Co. sein Geschäft für Verpackungen. Auf diese Weise hat er zahlreiche Frauen, die geneigt waren, Toiletten zu pachten, um ihr sauer erspartes Geld gebracht.

Wie weiter berichtet wird, suchte Keil junge Mädchen, die Kinofchauspielerinnen werden wollten, nahm ihnen 10 M. für einen

Recherfus ab und versprach ihnen auch noch, daß er ihnen später Stellung verschaffen werde. Er bildete sie jedoch weder aus, noch besorgte er ihnen Anstellungen. Zuletzt war er Tanzmeister in einem Nachtlokal. Außer seinem Gehalt erhielt er hier noch 1 M. pro Nacht für jedes Mädchen, das er zum Tanzen dorthin brachte. Diesen Mädchen, die selbst Garderobe und Tanzgeld zahlen mußten, versprach er eine monatliche Entschädigung oder er sagte, daß er sie an einem Theater, dessen Direktor mit ihm befreundet sei, als Statisten unterbringen wolle. Auch hier hielt er natürlich beides nicht. Keil führte seine „Geschäfte“ zuletzt ganz allein. Ein Kompagnon, den er früher hatte, zog sich bald zurück, als er sah, daß Keil auch ihn betrogen hatte. Der geriebene Schwindler wurde gestern nach Moabit gebracht.

Ueberfüllung des Fliegerberufs.

Vielfach herrscht die Meinung, daß bei der Fliegerei das Geld sozusagen „im Fluge“ zu erobern sei. Dem ist nicht so. Gerade der Fliegerberuf stellt sehr hohe Anforderungen an diejenigen jungen Männer, welche sich ihm widmen wollen. Wer es in der Fliegerei zu etwas gebracht hat, dankt das nur erstens, schwerer und fleißiger Arbeit, tüchtigem Streben. Außerdem gehört zum Fliegen Geld, viel Geld sogar. Zum Honorar, das die Schule verlangt und das zwischen 2000 und 3000 M. für eine gute Ausbildung schwankt, kommt noch die Prämie für eine Haftpflichtversicherung von circa 50 M. sowie eine evtl. Kaution, die der Abreit für Bruchschäden zu stellen ist, von circa 500 bis 1000 M. Sie geht bei einer Beschädigung des Apparates durch den Schüler ganz oder teilweise in den Besitz der Schule über. Ferner sind die Kosten der Ausrüstung mit 300 bis 500 M. in Rechnung zu stellen. Ganz erheblich ist auch der Betrag, den der Flugschüler für seinen Lebensunterhalt am Ausbildungsort ansehen muß. Die Ausbildung dieses Sports erfordert also, wie aus vorsehendem hervorgeht, erhebliche Mittel, und letzten Endes sind auch die Flieger bei allem Risiko an Leben und Gesundheit der Ausbeutung des Kapitals preisgegeben, in dessen Dienste sie größtenteils stehen.

Brandstiftung im religiösen Wahnsinn.

Eine aufregende Szene spielte sich in den frühen Morgenstunden des gestrigen Tages in der Rastnburger Straße 21, im Nordosten Berlins, ab. Im ersten Stock des linken Seitenflügels wohnt dort seit längerer Zeit ein Ehepaar Julius. In der Nacht zum Sonntag erlitt Frau Julius einen Wahnsinnsanfall. Sie stand gegen 3 Uhr nachts heimlich auf und begoß das Bett ihres Mannes mit Petroleum, um es dann anzuzünden. Als der Mann erwachte, brannte das Bett schon lästerlich. Er suchte zu flüchten, wurde aber von seiner Frau festgehalten und es entspann sich zwischen den Eheleuten ein Ringen. Schließlich gelang es dem Mann, sich loszureißen und, nur notdürftig bekleidet, aus der Wohnung zu fliehen. Frau Julius schloß sich nun ein und steckte die ganze Wohnungseinrichtung in Brand. Auf die Hilferufe des Mannes eilten andere Hausbewohner herbei. Sie alarmierten die Feuerwehr, die auch in wenigen Minuten mit dem 20. Automobilspazier zur Stelle war. Brandmeister Gempy ließ die Eingangstür zu der brennenden Wohnung einschlagen und gleichzeitig vom Hof aus zwei Palenleitergänge herstellen. Als die Mannschaften in die Wohnung eindringen, fanden sie die irrsinnig gewordene Frau auf dem Fußboden liegend in bewußtlosem Zustand vor. Sie hatte im Gesicht bereits Brandwunden erlitten und wurde von einem Oberfeuerwehrmann nach dem Hof getragen. Hier stellten die Samariter sofort Wiederbelebungsversuche mit Sauerstoff an, die auch von Erfolg waren. Inzwischen hatten andere Mannschaften das Feuer in der Wohnung erstickt. Frau Julius wurde nach dem Krankenhaus am Friedrichshain gebracht. Ihr Mann, der von Beruf Friseur ist, hatte Schnitt- und Brandwunden davongetragen. Die aus Stube und Küche bestehende Wohnung ist zum größten Teil ausgebrannt. Nach einstündiger Tätigkeit konnte die Wehr wieder in ihr Depot zurückkehren.

Für 12 000 M. Damenmäntel, Seide und Stoffe erbeuteten Einbrecher in der Petersburger Straße 44. Hier hat im ersten Stock des Vorderhauses der Schneidermeister P. eine Damenkonfektionsschneiderei. Sonnabendabend war er mit seiner Frau ausgegangen. Als die Eheleute in der Sonntagnacht um 2 1/2 Uhr heimkehrten, lag ein Dieb in der Tür, die, wie sich ergab, aufstand. Einbrecher waren in der Nachtzeit dagewesen und hatten 120 Damenmäntel, mehrere Seidenkuponen, Stoffballen usw. im Gesamtwerte von 12 000 M. gestohlen.

Die Wahl zum Ausschuss für die Ortskrankenkasse für das Buchdruckgewerbe zu Berlin, die gestern stattfand, hatte folgendes Resultat: Mitgliederzahl 28 150, wahlberechtigte Mitglieder 18 851. Abgegebene Stimmen 12 784, davon erhielt Liste I 12 207 Stimmen, Liste II 533 Stimmen. Es sind 30 Vertreter und 20 Ersatzmänner zu wählen; demnach kommen auf Liste I 29 Vertreter, auf Liste II ein Vertreter, 44 Stimmen waren ungültig.

Auf der Straße vom Tode überrascht wurde die 46 Jahre alte Ehefrau Emilie des Ruffschers Kunkel aus der Marsiusstraße 18. Die Frau wurde gestern früh vor dem Hause Blumenstraße 4, als sie sich auf dem Wege zum Einholen befand, plötzlich vom Schläge gerührt und verstarb auf der Stelle.

Bewußtlos aufgefunden wurde auf dem Bismarckplatz eine unbekannt Frau von etwa 50 Jahren, die ihrem Ausheren nach dem Arbeiterstande angehört zu haben scheint. Sie wurde befinnungslos nach dem Augusta-Viktoria-Krankenhaus gebracht.

Von einem Straßenbahnwagen überfahren. Gestern nachmittag wurde in der Rastnburger Straße ein beim Spiel beschäftigter vierjähriger Knabe überfahren. Das Kind hatte im Eifer des Spiels den herannahenden Straßenbahnwagen nicht bemerkt, es wurde von diesem erfasst und so schwer verletzt, daß es ins Krankenhaus gebracht werden mußte.

Aus aller Welt.

Ein Theatertrutz?

Wie der „Clair“ in Paris meldet, ist auf Anregung des Mister Harry Higgins, des Leiters des Londoner Covent-Garden-Theaters zwischen verschiedenen Bühnen Londons, der L i n s, Paris, und Boston ein Trutz zustande gekommen. Der neue Trutz wird eine Anzahl namhafter Künstler auf mehrere Jahre verpflichten. Diese Künstlervereinigung soll dann in drei verschiedenen Gruppen, eine französische, eine deutsche und eine englische, zusammengefasst werden und diese drei Gruppen werden dann abwechselnd auf den dem Trutz gehörenden Bühnen Gastspiele geben. Die Gruppen werden sich der Reihe nach ein Vierteljahr in Berlin, Paris, London und Boston aufhalten.

Ein Dampfer in Seenot.

Der transatlantische Dampfer „Niagara“, der sich auf der Fahrt von Le Havre nach New York befindet, hat auf drahtlosem Wege das Bureau der Compagnie Generale Transatlantique in Le Havre davon benachrichtigt, daß er in Seenot sei, da er infolge des heftigen Wogenanges seine Steuerbordspiraube und eine seiner Badbohrschrauben verloren habe. Der in Hafen von Le Havre liegende Dampfer „Vorderburg“ hat sofort Befehl erhalten, dem „Niagara“ zu Hilfe zu eilen und seine Rückkehr in den Hafen von Le Havre zu bewerkstelligen. In dem Augenblick, in dem der „Niagara“ sein drahtloses Nottelogramm absandte, be-

fand er sich ungefähr 250 Kilometer westlich von der französischen Küste entfernt. Man nimmt an, daß der Kapitän des Dampfers „Niagara“ schon vor einiger Zeit seine Positionale gab und es versuchte, die französische Küste zu erreichen, da er sonst bedeutend mehr an New York herangekommen sein müßte, zumal er bereits am 7. Februar von der französischen Küste abgefahren war. An Bord des Faketdampfers befinden sich 147 Passagiere. Man glaubt, daß der „Niagara“, wenn keine weiteren Unfälle eintreten, bis Dienstag abend Le Havre erreicht haben wird.

Aufregende Szene in einem Krankenhaus.

Eine aufregende Szene hat sich in dem Stadthospital in Lorient (Frankreich) abgespielt. In einem der Krankenzimmer erschien plötzlich ein verstört aussehender Mann mit einem Revolver in der Hand. Der offenbar vom Verfolgungswahnsinn Befallene jarrte fortwährend: „Man will mich ermorden“ und feuerte blindlings aus dem Revolver um sich, wobei er drei Patienten schwer verletzte. Unter den Kranken brach eine Panik aus. Nach längeren Bemühungen der herbeigeeilten Wärter gelang es ihnen, dem Kranken die Zwangsjacke anzulegen. Es handelt sich um einen Mann, der bereits seit längerer Zeit in einem Asyl wegen Geistesgestörtheit untergebracht ist. Es war ihm jedoch gelungen, aus diesem zu entfliehen.

Seine Notizen.

Die modernste Notdwaffe. In Paris fanden vor dem Direktor der Militärflugschiffahrt, Bernhard, Versuche mit dem gepanzerten Flugzeug statt, das auf Anordnung der Heeresverwaltung gebaut und mit einer Mitrailleuse versehen wurde. Prevost führte das Flugzeug, dessen Stabilität wiederum einigen Proben unterzogen wurde.

Blattern auf einem deutschen Dampfer. Ein Lloyd-Telegramm aus St. John meldet, daß auf dem Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd „Chemnitz“, der sich auf dem Wege von Halifax nach Baltimore befindet, die Blattern ausgebrochen sind.

Einbruch in ein Diamantlager. In eine Antwerpener Diamantschleiferei wurde Sonnabend mittag, während die Angestellten ihre Mittagspause machten, ein Einbruch verübt. Die Einbrecher drangen mittels Nachschlüssels in die Räume ein und schlossen auch den schweren Gelschrank mittels Nachschlüssels auf, konnten jedoch „nur“ für 16 000 Frank Diamanten rauben, da der Hauptbestand der Firma in einem anderen Zimmer untergebracht war.

Böse Krankheiten im Mädchenpensionat. In Rom wurde ein Pensionat für junge Mädchen polizeilich geschlossen, weil die dort angeheilt Lehrerin zur größten Ueberraschung eine sehr unangenehme und gefährliche Krankheit bei einer Anzahl der dort untergebrachten jungen Mädchen entdeckt hat. Die Untersuchung ergab, daß die Krankheit durch die Wäsche von einem der Mädchen auf zehn andere Kinder übertragen worden war.

Großfeuer. Am Sonntag zerstörte in Bern ein Großfeuer die Wirtschaft und den Saalbau des Gastwirts Schulte. Sämtliche zu dem Anwesen gehörenden Gebäude brannten bis auf die Grundmauern nieder. Der Schaden beträgt weit über 100 000 M., doch ist er durch Versicherung gedeckt.

Spiel und Sport.

Wettkämpfe und Sport.

Der Sport gesunder Leibesübungen steht mit den Wettkämpfen, wie es aus Anlaß der Olympiade 1916 geplant sind, im krassen Widerspruch. Das Wettkämpfen führt zur Sportfererei und hat mit gesundem Sport, der Körper und Geist stärken soll, nichts zu tun. Diese Ansicht kam dieser Tage auch im Rathaus zum Ausdruck gelegentlich der Beratung einer Kommission von Stadtverordneten, die sich mit dem Magistratsantrag zu beschäftigen hatte, 50 000 M. in zwei Raten für die Olympiade zu bewilligen. Ein bürgerliches Mitglied erklärte, daß er diese Wettkämpfe für schädlich halte. In dieser Beurteilung wisse er sich einig mit den deutschen Turnwarten, die in ihren Statuten klar ausprechen, daß die Beteiligung an Wettkämpfen nicht im Interesse der gesunden Turnerei läge. Man müsse es beklagen, wenn turnerische und andere Wettkämpfe stattfänden. Leider zog dieser bürgerliche Redner aus diesen Darlegungen nicht die Konsequenz, die er hätte ziehen müssen. Er erklärte nämlich, trotzdem für die Bewilligung der erstmalig geforderten 25 000 M. stimmen zu wollen, obwohl er das schwerere Herzens tue; aber man könne doch nicht gut anders. Von sozialdemokratischer Seite wurden die Ausführungen über Wettkämpfe und gesunde Leibesübungen unterstrichen und für die Ablehnung der geforderten Summe plädiert. Die Mehrheit stellte sich auf den Standpunkt, daß es für Berlin eine Art Anstandsspflicht sei, die Spiele zu subventionieren und es wurde auch so beschloßen.

Es ist bezeichnend, daß für die Zwecke der Olympiade große Mittel hergegeben werden mit der Begründung, den Sport zu fördern, obwohl der gesunde Sport gar nicht in Frage kommt. Die jetzt beliebte Schnorrerei kommt lediglich einer Anzahl „gut gesinnter“ Vereine zu gute, die sich in der Denunziation der ihnen verhassten Arbeiter Sportvereine nicht genug tun können.

Wollte man ernstlich der Stählung von Körper und Geist durch sportliche Übungen nützen, so müßten alle sportlichen Betätigungen gefördert werden. Das tut man aber nicht; im Gegenteil, in Preußen wirft man die Arbeiterturnvereine aus den Turnhallen hinaus und schikanieren die ernstlichen Sport treibenden Arbeitervereine bis aufs Blut.

Der Arbeiter Schwimmverein Berlin, Abteilung 1 hielt am Sonntag unter zahlreichem Besuch sein diesjähriges Schwimmfest ab. Die Veranstaltungen bestanden in internem Mädchen schwimmen, lokalem Damenschwimmen von 14-16 Jahren und solchen über 16 Jahre, Damenbrustschwimmen, internem Anabenschwimmen, Männerstaffette, lokalem Hauptspringen, Jugendwettbewerb, Hauptschwimmen für Männer, Rehrampf, Stredenlaufen und Kreiswasserballspiel. Die Darbietungen wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Fußball.

Tempelhof-Mariendorf gegen Freie Turnerschaft Rowaves 7:2. — Küstig Vorwärts 1. Männermannschaft gegen Zehlendorf 12:1. — Küstig Vorwärts 2. Männermannschaft gegen Wilmersdorf 4:2. — Küstig Vorwärts 1. Jugendmannschaft gegen Freie Turnerschaft Schöneberg 3:3. — Turnverein gegen Fichte 3:1:2. — Borussia gegen Neu-Hellas 0:3. — Fichte 12 gegen R. B. C. 2:3. — S. F. B. gegen Libertas 8:1. — Eintracht gegen Straßauer Ballspielklub 2:0. — Sportklub Weihenstephan gegen Lichtenberg 7:1. — Germania gegen Jung-Straßau 1:3. — Germania gegen Victoria 3:1. — Fichte 2 gegen Fichte 7:5:0. — Fichte 4 gegen Union 0:2. — Adler gegen Reinickendorfer Turnerschaft 6:2. — Fichte 9 gegen Bertha 0:1. — Reifer gegen Zeuthen 2:1. — Germania gegen Alt-Sienide 5:0. — Nummelsburg gegen Obersee 8:4. — Germania 2. Mannschaft gegen Adler 2. Mannschaft kamplos gewonnen für Adler. — Fichte 7 gegen R. B. C. 4:3. — R. B. C. 3. Mannschaft gegen Waidmannslust 2. Mannschaft 3:7. — Adlershof gegen Vorwärts 5:0.

Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.